

DIE ERSTE ÖSTERREICHISCHE BOULEVARDZEITUNG

AUGUSTIN

2,50 €

davon **1,25 €**
für den die
Verkäufer_in

Registrierte
Verkäufer_innen
tragen sichtbar einen
Augustin-Ausweis

www.augustin.or.at

NUMMER 410 30. 3. – 12. 4. 2016



Zu Besuch im Schluss-mach-Museum

Pfiati Gott, Herzschmerz

Seite 20

Ein Dorf wird entgiftet
Wie sich eine kleine Gemeinde
gegen Pestizide wehrt Seite 6

⋮ **Alois got the Blues**
⋮ **Al Cook, österreichische**
⋮ **Blueslegende** Seite 24

Herausforderungen zu Frühlingsbeginn

Kürzlich habe ich meine Großmutter besucht. Sie lebt in einem mikrokleinen Haus in einer Stadt am ungarischen Donauabschnitt. Für mich war sie immer eine Lady mit viel Stil, die hervorragendes Quittenkonfekt macht, sich adrett kleidet und die besten Manieren der Welt hat. Jetzt ist sie 89 und beginnt mit Demenz. Sie erinnert andere Dinge als wir, die Leute um sie herum, – etwa dass sie quer durch Europa Immobilien besitzt oder dass ihr Arzt den Namen ihres Sohnes trägt. Dinge, nach denen wir sie hingegen fragen (Kannst du mir das Mohnstrudelrezept ansagen?) nimmt sie mit Erstaunen zur Kenntnis (Du erinnerst dich falsch, ich habe in meinem ganzen Leben nie Mohnstrudel gebacken). Ihre Kinder schließen die Augen und atmen tief durch vor Ungeduld, wenn sie schwört, sie hätte den Installateur schon angerufen (wie als Beweis zeigt sie auf die Fernbedienung des Fernsehers: Man möge das Telefon jetzt weglegen); er käme morgen um sieben Uhr und Schluss. Als Enkelkind hat man es leichter, es leicht zu nehmen: Ich stell mir den Wecker für sieben, und dann, wenn er nicht kommt: Er hat wohl vergessen. Sie ist überhaupt nicht mehr sie!, ärgert sich hingegen der Sohn, der seine andere Mutter zurückwill. Dabei ist sie durchaus sie. Eine feine, freundliche Person mit einer sehr spezifischen Art, immer ein bisschen zu besorgt zu sein – nur eben neuerdings über ganz andere Dinge.

Europa betrachtend ist es einem nicht nach Melange oder Kipfel

”

Herausfordernd für alle, dement oder nicht, ist die österreichische Innen- und Außenpolitik. Ihr Duktus ist autoritär. Sie erhebt Mangel an Mitgefühl und Entsolidarisierung zur Staatsraison. Sie erinnert an Zeiten, an die man gar nicht erinnert werden möchte. Die Balkanroute, die Flüchtlinge sich erkämpft haben, wurde erst mit Stacheldraht und Polizeieinsätzen und jetzt mit europäischen Direktiven geschlossen. Die Menschen, die trotzdem weiterkommen wollen, waten durch eiskalte Flüsse, zelten mit ihren kleinen, hungrigen Kiddies im Gatsch, mitten in der seligen Festung Europa. Außenminister Kurz findet, man kann ruhig ein paar hässliche Bilder in Kauf nehmen, wenn man dafür weiterhin fein abgeschottet eine ruhige Kugel schieben darf. «Nach solchen Nachrichten ist es einem nicht nach Melange oder Kipfel», möchte man mit Herrn Hüseyin (S. 34) sagen, der, genau wie die Redaktion, «sehr gerne über das frische Gras, die Blumen und das Aufwachen der Insekten» schreiben würde – aber die Ereignisse erlauben es nicht so recht. Stattdessen machen wir uns also auf die Suche nach widerständigen Praxen: Für Christine Schörkhuber aka Canned Fit (S. 27) sind Europas Außengrenzen Quell des Unmuts, dem sie im wahrsten Sinne des Wortes mit Dosenmusik entgegentritt. In einem kleinen Dorf in Südtirol (S. 6) wollte man sich nicht damit abfinden, in Giftwolken getunkt zu werden, und hat sich kurzerhand zur ersten pestizidfreien Gemeinde Europas erklärt. Im Lissaboner Hafen (S. 8) signalisieren die Docker Streikwarnungen. Wer wiederum die Verschmutzung der Innenstädte durch Werbung auf den Komposthaufen der Geschichte befördern möchte, kann sich bei den Autor_innen der «Wiener Wirtschaft» (S. 11) melden; aber besser als in den Langweile und Tourismus verschriebenen Zentren schmeckt das Bier ohnehin an den Rändern der Stadt – lassen Sie sich das ab Seite 16 versichern!

Lisa Bolyos

Aus dem INHALT



6 Mals, ein Dorf ohne Pestizide.
Wie eine Gemeinde sich gegen den Gifteinsatz im Obstbau wehrt



16 Petržalka, wir kommen.
Wenzel Müller lässt sich von der Bratislavaer Vorstadt überraschen



24 Wie aus Alois Koch Al Cook wurde.
Die österreichische Blueslegende feiert ihren 71er



8 Proud to be a docker.
Im Lissaboner Hafen machen die Arbeiter mobil



18 Strawanzereien durch Gaudenzdorf.
Auf den Spuren von Georg Danzer



27 Musik ist mehr als nur Klang.
Canned Fit entlockt Erdnussdosen Töne über das, was ihr wichtig ist



32 «... und wird in eine Anstalt für abnorme Täter eingewiesen».
Gedanken zur Idee der lebenslangen Haft

Demenz: immer noch ich

«**M**ein Name ist Helga Rohra. Ich bin ein Mensch, der an Demenz erkrankt ist. I belong to you.» So stellt sich Helga Rohra vor, sie war 54 Jahre alt, als sie die Diagnose Demenz erhielt. Nimmt Demenz einem Menschen die Persönlichkeit? Die Antwort von Helga Rohra ist: «Nein. I belong to you. Ich stehe trotzdem neben dir.»

Was meint sie damit? Personen, die mit Demenz leben, werden oft als «leere Hüllen» gesehen. Die Veränderungen, die Demenz auslöst, sind schwierig, furchtbar und irritierend – besonders auch für Angehörige. Aber die Betroffenen sind keine «Toten bei lebendigem Leib». Das blendet einen großen Teil unseres Menschseins aus. Die Person ist mehr als ihre kognitiven Fähigkeiten. Zum Kern der Person gehören auch ihre emotionalen, kommunikativen, sozialen, empfindungsbezogenen und körperlichen Qualitäten. Und Gedächtnis ist auch Leibgedächtnis, so nennt das die Ethikerin Maria Katharina Moser, «das, was einer Person in Fleisch und Blut übergegangen ist: vertraute Umgangsformen, Bewegungsabläufe, Wege, Orte, Geschmäcker, Gerüche, Klänge, Lieder, Gebete». Zusammen mit den Gedanken, Wünschen, Hoffnungen und Befürchtungen, die eine Person nachhaltig beschäftigen, bleibt das die «Quelle des Sinnerlebens». Und genau da können wir eine Brücke bauen. Genau so bleiben wir in Kontakt. Beziehungen ermöglichen es Menschen, die mit Demenz leben, sich als Person zu erfahren. Der Personenstatus eines Menschen mit Demenz hängt an der Frage, ob er oder sie als Person angesprochen wird.

«Ich merke zwar, dass ich vergesslich bin, aber der Angehörige weist mich darauf hin», erzählt Helga Rohra. «Dann spielt auch die Biographie eine Rolle, die Biographie ist das Wichtigste im Leben eines Menschen, der älter wird. Also wenn ich einmal in einem Heim bin, dann geben Sie mir einen Timer, und bei dem streichen Sie mir an: waschen, duschen mit Uhrzeit und Farbe; Frühstück mit Uhrzeit und einer anderen Farbe usw. Wenn Sie mich in diesen Terminkalender blättern lassen, dann bin ich happy. Ohne diesen gehe ich nicht aus dem Zimmer, weil das meine Biographie ist. Damit Sie mit mir gut umgehen können und dass Sie mir die Selbstbestimmung ermöglichen, müssen Sie mich kennen.» Einander kennenlernen. Auch wenn sich die Bedingungen für Selbst-Ausdruck und Selbst-Verwirklichung ändern, das Selbst geht nicht verloren. Das Personsein wird in Beziehungen lebendig. «Ich möchte mit ein paar Gedanken enden, die für die Menschen gedacht sind, die sich nicht mehr so artikulieren können wie ich», sagt Helga Rohra. «Wo die Sprache einfach versagt: Wenn die Sprache nicht mehr die Worte sind, dann besteht auf jeden Fall eine andere Ebene.» Da ist keine leere Hülle und keine Tote. «Es geht um mehr», betont Rohra. «Du siehst meinen Glauben nicht, du siehst meine Verwandlung nicht, du siehst deine Zukunft, du siehst alles klar, du stehst da – über mir.» Doch: «Ich sehe mein Jetzt, ich bin unklar, aber ich stehe trotzdem neben dir.»

Martin Schenk

Auch wenn sich Selbst-Ausdruck und Selbst-Verwirklichung ändern, das Selbst geht nicht verloren



GUSTL





<http://www.facebook.com/augustin.boulevardzeitung>

AUGUSTIN erhält keinerlei Subventionen.

Wir bedanken uns bei allen Spender_innen und den 333 Liebhaber_innen, die dieses Projekt unterstützen.

Was werden uns unsere Enkel fragen?

Betrifft: Fragen eines Augustin-Lesers zur Flüchtlingsthematik

Wie die Welt und insbesondere das Leben der Menschen in Europa im Jahr 2050 aussehen wird, ist schwer vorherzusagen. Jede Prognose, die die Zukunft betrifft, ist sehr mutig und meist fehlerhaft. Sicher ist jedoch, dass unsere Kinder und Kindeskiner uns fragen werden! Warum? Und warum so? Und warum nicht anders? So wie ich meine Eltern und Lehrer ab 1967 zum Ende der Weimarer Republik befragt habe. Wie kam es, dass menschenverachtende rechte Diktatoren im aufgeklärten Europa so geschichtsprägend werden konnten und was sie dagegen taten?

Egal, wie es ihnen gehen mag und was geschehen ist, immer fragen Kinder ihre Eltern.

Und immer hoffen sie auf eine Antwort, die sie stolz sein lässt auf ihre Eltern; die ihnen die Sicherheit gibt, dass ihre Eltern auch aus der Sicht späterer Erkenntnisse damals «das Beste» oder jedenfalls das «Bestmögliche» gedacht, entschieden und umgesetzt haben. Und weil wir Geschichte in der Schule lernen, um

einmal gemachte Fehler nicht zu wiederholen, werden sie – wie wir ab 1967 – sich an folgenden Kriterien orientieren:

1.) die damals in der Generation ihrer Eltern und Großeltern, also in den Jahren ab 2015 diskutierten Optionen vergleichen

2.) vergleichen, wie wir praktisch und moralisch agiert haben mit den praktischen und moralischen Maßstäben und Erfahrungen aus ähnlichen Situationen der Generation der Urgroßeltern, also etwa aus der Zeit seit der Jahrhundertwende nach 1900 und

3.) mit einem immer geringeren Anteil von Rücksichtnahme auf Einzelschicksale (und wohl auch moralischer Kriterien), fragen, ob offenkundige Erfahrungen aus der Historie im langfristigen kulturellen und ökonomischen Interesse des Miteinanders von Menschen und Staaten bedacht/beachtet und berücksichtigt wurden.

Résumé/Fragen an alle Leser und Politiker:

1. Kann man gegen Flüchtlinge, die nichts zu verlieren haben, gewinnen? Was? Selbst wenn man sie alle erschlägt/verhungern/ertrinken lässt?

2. Ist der Bau und die Bewachung von Grenzen oder soziale Hilfe für Flüchtlinge das bessere Konjunkturprogramm? Zukunftsträchtiger? Motivierender?

3. Wenn der historische Vergleich zeigt, dass je mehr Grenzen gebaut und je schärfer diese bewacht werden, desto schneller und schlimmer ein Staat im Zukunftswettbewerb und ökonomisch verloren hat, wie gewinnt man dann eine Perspektive???

Wolf-D. v. Fircks-Burgstaller

SOZIALARBEITERIN GESUCHT!

Der Augustin-Vertrieb ist auf der Suche nach einer neuen **Kollegin** (*aufgrund der Geschlechterparität*). Über die soziale Arbeit im Vertrieb hinaus ist das Gesamtkunstwerk Augustin in nonhierarchischen Teams mitzugestalten.

Beginn: Juni 2016

Umfang: 30 Stunden/Woche

Geld: 1470,50 netto/Monat

Wir suchen eine ausgebildete Sozialarbeiterin

- > vorzugsweise im Alter zwischen Mitte 20 und Mitte 30 (*um den Altersdurchschnitt zu senken*)
- > wünschenswert wäre Berufserfahrung
- > Sprachkenntnisse in Ungarisch oder Rumänisch von Vorteil
- > mit der Bereitschaft sowohl zur Teamarbeit als auch zum eigenständigen Tun
- > mit politischem Bewusstsein und der Bereitschaft, die Augustin-Philosophie mitzutragen

Bei Interesse schicke uns bitte bis zum **29. April 2016**

- > ein paar Infos zu deiner Person
- > zwei, drei Überlegungen, wie DU die soziale Arbeit des Augustin mitprägen möchtest.

Post an uns:

vertrieb@augustin.or.at

Wir freuen uns auf eure Bewerbungen!
Der Augustin-Vertrieb

Ich bin AUGUSTIN-Liebhaber, weil ...

... der AUGUSTIN wirklich unabhängig ist und daher auch kritisch über die Machtstrukturen der Raiffeisen berichten kann.

Konrad Richter



www.augustin.or.at/liebhaberinnen-aktion/liebhaberinnen-erklaerung.html

Kontaktanbahnung

Herausgeber und Medieninhaber:

Verein Sand & Zeit.
Herausgabe und Vertrieb der Straßenzzeitung Augustin.
Vereinsitz: 1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31

Internet:

www.augustin.or.at
www.strawanzerin.at
Updating: Claudia Poppe

Vertrieb und soziale Arbeit:

Andreas Hennefeld, Sonja Hopfgartner, Riki Parzer, David Rohrmoser, Sarah Scalet
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Str. 31
Tel.: (01) 54 55 133
Fax: (01) 54 55 133-33
vertrieb@augustin.or.at

Redaktion:

Karl Berger, Lisa Bolyos (*lib*, DW: 16), Jenny Legenstein (*JL*, DW: 12), Evi Rohrmoser (DW: 10), Reinhold Schachner (*reisch*, DW: 13), Robert Sommer (R. S., DW: 11)
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90
Fax: (01) 587 87 90-30
redaktion@augustin.or.at

Mitarbeiter_innen dieser Ausgabe:

COVER: Lisa Bolyos
ILLUSTRATION: Karl Berger, Anton Blitzstein, Thomas Kriebaum, Much, Carla Müller, Richard Schuberth, Magdalena Steiner, Dasha Zaichanka
FOTOS: Carolina Frank, Markus Gradwohl, Werner Kräutler, Mario Lang, Wenzel Müller, Sérgio Sousa, Natasha Towin, Karl Weidinger

TEXT: Theresa Bender-Säbelkamp, Bärbel Danneberg, Christine Ehardt, Mehmet Emir, Ulli Gladik, Gottfried, Martina Handler, Hömal, Gilda Horvath, Kerstin Kellermann, Werner Kräutler, Rainer Krispel, Mario Lang (*lama*), Uwe Mauch, Sónia Melo, Wenzel Müller, Christa Neubauer, Friedrich Olejak, Nina Prader, Erwin Riess, Martin Schenk, Brigitte Schmolzmüller, Michael Schütte, Al Bird Sputnik, Clemens Staudinger, Lieselotte Stiegler, Natasha Towin, Karl Weidinger
LEKTORAT: Richard Schuberth

Strawanzer_in:

Verantwortlich: Claudia Poppe
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
www.strawanzerin.at
strawanzerin@augustin.or.at

Radio Augustin:

Verantwortlich: Aurelia Wusch
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90-14
radio@augustin.or.at

TV Augustin:

Verantwortlich: Christina Steinle
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90-15
tv@augustin.or.at

Inserate:

Tel.: 0 650 660 30 19
inserate@augustin.or.at

Druck:

Herold Druck- und Verlagsgesellschaft
1032 Wien, Faradaygasse 6

Verlagsort: Wien

Information:

Die nächste Nummer erscheint am 13. 4. Auflage dieser Nummer: 25.000

Mitglied des International Network of Street Papers



Abo-Tel.: (01) 587 87 90
abo@augustin.or.at
www.augustin.or.at/abo

Bankverbindungen BAWAG: iban: AT97 1400 0050 1066 6211, bic: bawaatww
PSK: iban: AT80 6000 0000 9205 1517, bic: OPSKATWW

Dasha Zaichanka

Intuitiv für Wien

Es ist interessant, das Cover der Strawwanzerin zu machen, denn es gibt thematisch keine Begrenzung. Aber ich habe mich schon auf die Stadt fokussiert; es wäre ja interessant, verschiedene Seiten des städtischen Lebens zu zeigen. Normalerweise fahre ich mit dem Fahrrad, aber in den letzten paar Monaten fahre ich oft mit dem Bus und entdecke dabei neue Geschichten.

Ich komme aus Weißrussland und habe in der Schule Deutsch gelernt. Studiert habe ich aber in Litauen, in Vilnius. Es gab eine Universität in Minsk – die Europäische Geisteswissenschaftliche Universität –, die wurde aus politischen Gründen geschlossen. Sie ist nach Litauen ins Exil gegangen, und dort habe ich studiert. Nach der Uni bin ich nach Weißrussland zurückgekommen und habe in einer Werbeagentur gearbeitet und dann die Aufnahmeprüfung an der Universität für angewandte Kunst in Wien gemacht und sie geschafft. Für Wien habe ich mich ehrlich gesagt intuitiv entschieden. Ich habe wirklich nicht viel gewusst über Österreich, nur dass die Leute hier Deutsch sprechen und Wien die Hauptstadt ist. Ich wollte in einem deutschsprachigen Land studieren im Bereich Grafikdesign und Kunst, und in Wien habe ich eine passende Klasse gefunden.

Als Studentin darf ich bis zu 20 Stunden arbeiten, und so arbeite ich jetzt in einem Büro und nebenbei illustriere ich auch. Es gab ein paar Projekte, wo ich gesagt habe, nein, das passt mir nicht, ich will das nicht machen. Zum Beispiel würde ich nie Fleisch promoten, denn ich bin Vegetarierin. Alkohol würde ich auch nicht bewerben. Naja, Wein schon, aber keinen Wodka.

Vor kurzem habe ich bei einem Theater-Projekt in Polen mitgemacht. Regisseur, Dramaturg und Choreograf dieses Projekts kommen aus Weißrussland, aber alle wohnen in verschiedenen Ländern. Ich habe Szenografie gemacht, die Gestaltung der Visuals, die Entwürfe für die Kostüme. Es war schon ein bisschen stressig, ich musste Montag bis Donnerstag im Büro arbeiten und dann am Wochenende nach Polen fahren. Vielleicht, weil ich noch jung bin, geht es schon. Es gibt einfach so viele interessante Sachen, die ich gern machen will. Für mich gibt es keine Grenzen, man kann einfach alles gestalten. Bühnengestaltung, Illustrationen, Verpackungen, Webdesign – alles Mögliche. Das Hauptding ist, was du für Ideen hast. Es ist schwierig mit der Zeit, das ist vielleicht die einzige Begrenzung für mich. Bei uns in der Klasse machen wir viele Projekte, die viel breiter sind



Foto: CAROLINA FRANK

als Drucksorten zu entwerfen. Wir haben Videos gemacht im letzten Jahr. Wir haben einen Expo-Pavillon gestaltet für die alternative Expo. Ich war in einer Gruppe, die sich mit Flüchtlingen auseinandergesetzt hat.

Was mein nächstes großes Projekt ist? Meine Diplomarbeit. Es wäre nicht schlecht, sie endlich fertigzumachen und dann zum nächsten Schritt zu kommen. Zurzeit bin ich Studentin und habe ein Studierendenvisum. Es ist ein bisschen mühsam, das jedes Jahr zu verlängern. Ich bin jetzt vor dem Diplom und habe große Ideen und riesige Gedanken, und es wäre gut, alles zu realisieren. ◀

Zeit ist vielleicht die einzige Begrenzung für mich



Eine Südtiroler Gemeinde macht ihre eigene Agrar- und Gesundheitspolitik

Das Wunder von Mals

Bis vor einem Jahr war Mals ein relativ unbekanntes Dorf. *Das hat sich in der Zwischenzeit grundlegend geändert: Der kleine Ort im Oberen Vinschgau erscheint jetzt grellrot auf dem Radar von Konzernen wie Monsanto oder BASF. Werner Krätzler war in der ersten pestizidfreien Gemeinde Europas zu Besuch.*

Das Wunder von Mals wird es genannt. Das, was derzeit in diesem mittelalterlich anmutenden Dörfchen stattfindet, ist in der Tat wundersam und einmalig für Europa. Denn in Mals wurde in der Gemeindefassung – einer Art lokaler Verfassung – ein für allemal festgeschrieben, dass chemisch-synthetische Pflanzenschutzmittel innerhalb der Gemeindegrenzen nicht verwendet werden dürfen. Basta! Mals, das «Dorf der Türme» in der Nähe des Reschenpasses im Oberen Vinschgau, hat sich für pestizidfrei erklärt. Während die Agrarindustrie rotiert, ist es zu einem leuchtenden Vorbild dafür geworden, wie man dem Treiben der internationalen Giftmischer und der mit ihnen verbandelten Politiker_innen Einhalt gebieten kann. Aber der Reihe nach.

Begonnen hatte diese wohl einmalige Geschichte mit dem «Manifest von akademischen Frauen und Männern des Oberen Vinschgaus» im Mai 2013. Darin wurde von den Politiker_innen ein Verbot der Ausbringung von chemisch-synthetischen Pestiziden und Insektiziden gefordert. Die Begründung: Keines der im konventionellen und integrierten Obstbau verwendeten synthetischen Pestizide und Insektizide werde als «ungefährlich»

eingestuft. Dem Manifest gingen gehäufte Meldungen über massiv Rückstände voraus, die aus der flächendeckenden Ausbringung der Gifte in den Südtiroler Obst-Monokulturen stammen mussten.

2014 ließ die Umweltschutzgruppe Vinschgau Wasser- und Grasproben analysieren, die in sogenannten «sensiblen Zonen» wie Schulen, Kindergärten, Sportplätzen oder Radwegen entnommen wurden. Der gemeinsame giftige Nenner: In allen Proben wurden Pestizidrückstände gefunden, die offiziell als «giftig» oder «sehr giftig» klassifiziert werden.

Wie verheerend der enorme Chemieeinsatz auf Südtiroler Obstplantagen war und ist, wird auch ersichtlich, wenn das Gras von biologisch arbeitenden Bauern und Bäuerinnen teilweise so verseucht ist, dass es vernichtet werden muss; ebenso die Kräuternernte einer biologisch arbeitenden Kräuterzucht weitab der Apfelplantagen. Der Grund in beiden Fällen: Die Konzentration an Giften war zu hoch. Aufgrund der «Abdrift» des Giftes über die teils heftigen Windbewegungen im Vinschgau war es sogar noch in der Gletscherregion des Ortes nachweisbar.

Die Kollateralschäden der Südtiroler Obstindustrie

Für heftige Diskussionen sorgt jedes Jahr wieder ein – wie es offiziell verbrämt umschrieben wird – «unerklärliches» Bienensterben. In den Amtsstuben des Landes ist man sich – streng vertraulich natürlich – der Ursache einigermaßen bewusst. Aus einem von der «Neuen Südtiroler Tageszeitung» veröffentlichten vertraulichen

Protokoll einer Sitzung landwirtschaftlicher Interessensgruppen vor bereits zwei Jahren geht hervor, dass «der Verlust an Flugbienen nach Ende des Spritzverbotes» am stärksten ist. Jedes Jahr fallen tausende, wenn nicht gar hunderttausende Bienen ausgerechnet dann tot vom Himmel, wenn die Apfelbaron_innen ihre Kompressoren anwerfen und das Gift in Schwaden über die Obstgärten jagen, dessen Wolken sich anschließend auf Siedlungen, Tiere und Menschen legen. Das dramatische Ergebnis chemischer Untersuchungen toter Bienen sollte eigentlich auch unter Verschluss gehalten werden: In den leblosen Körpern der Bienen wurden bis zu elf verschiedene Gifte gefunden, die allesamt aus Spritzmitteln stammten, darunter sogar absolut verbotene Mittel, wie die «Neue Südtiroler Tageszeitung» berichtete. Vor einem Jahr wurden in einem Bach der Gemeinde Plaus im Unteren Vinschgau zu allem Übel noch hunderte verendete Fische entdeckt. Ein Insektizid wurde als Todesursache dingfest gemacht. Es wird zur Bekämpfung der sogenannten Apfeltriebsucht verwendet. Ein weiterer «Kollateralschaden» der Südtiroler Apfel-Monokulturen, die immer anfälliger gegen Schädlinge und Pilze aller Art werden. Ein weiterer Vorfall vor zwei Jahren führte die dramatische Konsequenz des zügellosen Chemieeinsatzes auf Südtiroler Apfel-Monokulturen vor Augen: Ein Hund starb unter entsetzlichen Qualen, vergiftet durch ein Pflanzenschutzmittel, das er zu sich nahm, als er in der Nähe eines Obstgartens Wasser aus einer Pfütze trank. Ein anderer Hund konnte durch den Einsatz eines Tierarztes in letzter Sekunde gerettet werden.

Für Mals ist jetzt Schluss mit «lustig»

Der Malser Bevölkerung platzte ob dieser schleichenden Verseuchung der Kragen. Und sie sah auch die Gefahr. Denn durch den Klimawandel bedingt





«Dorf der Türme» wird das malerische Mals im Oberen Vinschgau genannt. Damit es kein «Dorf der Pestizide» bleibt, wurde die Giftspritze einfach abgewählt

Foto: WERNER KRÄUTLER

rückten die riesigen Apfelplantagen immer näher an Mals heran. War es vor einigen Jahrzehnten schwer vorstellbar, dass Äpfel in der klimatisch eher rauen Gegend des Oberen Vinschgaus gedeihen, scheint das in Zukunft möglich. Die Menschen in Mals befürchteten zu Recht, nunmehr mitten in die Giftwolken zu geraten, und waren entschlossen, dem Tun der Obstbarone und der Agrarkonzerne Einhalt zu gebieten.

Eine von einer Kerngruppe initiierte Volksabstimmung brachte im Herbst 2014 ein eindeutiges Ergebnis: Die Malser Bevölkerung lehnte mit überwältigender Mehrheit den Einsatz von giftigen Pestiziden und Herbiziden auf ihrem Gemeindegebiet ab.

Kurzfristig musste die Malser Bevölkerung trotzdem befürchten, ihr Widerstand würde von der alles dominierenden Südtiroler Volkspartei und dem mit ihr unter einer Decke steckenden Bauernverband unterlaufen. Die versuchten zurückzuschlagen. Und das, obwohl sich eine Dreiviertelmehrheit der Bevölkerung für ein Verbot EU-weit zugelassener chemisch-synthetischer Pestizide ausgesprochen hatte. Die Mehrheit des damaligen Malser Gemeindeparlamentes wollte sich weigern, dieses eindeutige



Die Gefahren des industriellen Obstbaus wurden den Malser_innen zu groß – sie entschieden sich vorerst für ein Leben ohne Giftwolken

Ergebnis zur Kenntnis zu nehmen und es entsprechend in der (in Italien existierenden) Gemeindefassung, festzuschreiben. Und das, obwohl mit Ulrich Veith schon damals ein vehementer Befürworter des Verbotes Bürgermeister war; seine eigenen Parteifreund_innen fielen ihm bei der Abstimmung in den Rücken.

Im Mai 2015 standen allerdings die Südtiroler Gemeindevertretungswahlen auf der Tagesordnung. Die Giftbefürworter_innen wurden von den Wählenden aus ihren Ämtern gefegt. Bürgermeister Ulrich Veith und

die Pestizidgegner_innen erzielten ein Traumergebnis. Sie verankerten das Ergebnis der Volksabstimmung gleich bei ihrer ersten Sitzung in der Gemeindefassung: Mals war pestizid-, herbizid- und insektizidfrei.

Den «Malser Bazillus» politisch unterbinden

Erst kürzlich machte das widerständige Dorf den Sack für die Pestizidkonzerne vollends zu. Mit der Gründung einer «Bürgergenossenschaft» Ende Februar 2016 wird der Widerstand nachhaltig in konkrete, regionale und vor allem giftfreie Aktionen und Aktivitäten gegossen. Mals ist vollends zu einem europäischen Vorzeigemodell geworden.

Aber wer glaubt, die Südtiroler Landesregierung und die mit ihr verbandelten Bauernorganisationen hätten aus ihren Fehlern gelernt, täuscht sich gewaltig. Derzeit wird ein Landesgesetzvorschlag von Agrarlandesrat Schuler diskutiert, mit dem dieser die Gemeinden in Sachen Agrogifte restlos entmündigen will: Das Land soll bei der Entscheidung um den Einsatz von Pflanzenschutzmitteln die alleinige Kompetenz erhalten.

Giftln auf Landesbefehl hin quasi. ◀



<https://umweltvinschgau.wordpress.com>

Bürgergenossenschaft Mals: www.bgo.bz.it

WERNER KRÄUTLER, Oberhirte auf Helgas Alm in Tirol, Blogger und Jakobspilger. Sein Tirol-Blog «Tirol isch toll» nimmt sich seit geraumer Zeit ausnahmslos positiven Themen an.

Die Lissaboner Docker feilschen um ihre Arbeitsrechte

Streikwarnung im Hafen

Ein Frachtschiff mit Containern unterschiedlicher Farben an Bord, über- und ineinander verschachtelt wie ein Tetris-Spiel, nähert sich dem Lissaboner Hafen. Sehr nah ist es dem Kai, ganz wie das Sozialabkommen zwischen Gewerkschaft, Regierung und Hafenbetriebsgesellschaft nach drei Jahren Uneinigkeiten – so nah wie noch nie. **Sonia Mélo** hat von den Dockern erfahren, wie sich die Arbeitsbedingungen im Hafen verändert haben.

Mit dem Container betritt der Kapitalismus den Hafen – aber in unsere Arbeit lassen wir ihn nicht hinein



Langsam nähert sich das mehrere hundert Meter lange Containerschiff der Tejo-Bucht. Arbeiter fuchteln am Containerterminal und wirken dabei wie kleine Ameisen zwischen Kränen, Greifstaplern und überdimensionierten Containerbrücken. An Umschlagplätzen des Hafens bereiten sich Dutzende der dreihundert Arbeiter – alles Männer –, die hier tätig sind, auf die Ausladung der über zweitausend Container vor. Unter ihnen ist José Monteiro, der, ohne ein Wort zu sagen, kurz seine Sicherheitsweste auszieht, um seine Visitenkarte zu zeigen: ein T-Shirt mit der Aufschrift «Proud to be a docker». Stolz, ein Docker zu sein.

Seit Monaten trägt er es vor allem bei Demonstrationen, organisiert von der über einhundert Jahre alten «Gewerkschaft der Hafen- und Seeverkehrsarbeiter Mitte und Süden Portugals», die mittlerweile kurz als «Gewerkschaft der Lissaboner Docker» bezeichnet wird. Monteiro übt seinen Beruf seit 2001 aus, in den ersten zwei Jahren unter prekären Bedingungen: «Gelegenheitsarbeiter war ich damals. Verdient habe ich nur an den Tagen, an denen ich gearbeitet habe. Auf Abruf.»

Als der Kapitalismus im Hafen anlegte

Einst waren Hafearbeiter für ihre Körperkräfte bekannt. Heute werden ihre Tätigkeiten meist an einem Computerterminal erledigt. So auch die von Monteiro. Die kontinuierliche Abschaffung von Berufen am Hafen lässt sich an den Berufsbezeichnungen erkennen. Die einstigen Tallymänner, Schiffladungskontrolleure, Schauer-männer und Dockarbeiter wurden durch «Fachkräfte für Hafenlogistik» oder einfach durch die im Volksmund gebräuchliche Bezeichnung «Docker» ersetzt. Der Wendepunkt war die Einführung des Containers in den 70er-Jahren. «Mit dem Container betritt der Kapitalismus den Hafen. Er ist das Symbol der Globalisierung der Wirtschaft», betont Monteiro. Tatsächlich

werden der Konferenz für Handel und Entwicklung der Vereinten Nationen zufolge 80 Prozent des Welthandelsvolumens über die Meere abgewickelt. Obwohl langsamer als der Luftverkehr, sind die finanziellen Vorteile des Seeschiffstransports im Vergleich unschlagbar. Auf dem Wasserweg sind keine Infrastrukturen erforderlich, es gibt keine Höhenunterschiede, und durch die Erfindung des Containers ist die Stapelung und Umladung von einem in ein anderes Transportmittel effizienter geworden. «Aber in unsere Arbeit lassen wir den Kapitalismus nicht hinein», sagt José Monteiro mit einem trotzigem Lächeln auf dem Gesicht. Damit meint er die Liberalisierung der Hafearbeit, den Austausch von qualifizierten Dockarbeitern gegen billigere Arbeitskräfte. «Sieh dir das an», sagt er und blickt auf die Container und Kräne rund um sich, «soll diese Arbeit von unqualifiziertem, unterbezahlem Personal erledigt werden?» Die Frage baumelt in der Luft wie die vierzig Kilo schwere Eisenkette neben ihm.

Wir streiken nicht, wir warnen

Wenige Gassen entfernt, im Herzen des alten Stadtviertels Alfama, lehnt sich António Mariano in seinem schwarzen Lederstuhl im Büro der Lissaboner Gewerkschaft zuversichtlich zurück: «2016 bringt das Sozialabkommen, aber noch wird verhandelt». Der 56-Jährige ist seit 37 Jahren Hafearbeiter, seit acht Jahren Präsident der Gewerkschaft der Lissaboner Dockarbeiter. Aber erst seit er von 2013 an regelmäßig in den Medien auftrat, ist sein Name in Portugal in aller Munde.

2013 hat die damalige konservative Regierung ein Gesetz verabschiedet, das das Ersetzen von qualifizierter Arbeitskraft im Hafen durch unqualifizierte erleichtert – trotz Gegenpositionen der Gewerkschaft. Seitdem kündigt die Gewerkschaft regelmäßig Streiks an, insgesamt bisher dreißig Mal. «Im Gegensatz zur falschen medialen



Berichterstattung haben wir kein einziges Mal die Arbeit niedergelegt. Was wir machen, sind Streik-Vorwarnungen. Wir sagen: Wenn die Privatisierung vollzogen wird, wenn unsere Forderungen nicht erfüllt werden, dann streiken wir», erklärt Mariano.

Die Lage hat sich Anfang November 2015 zugespitzt, als die Hafenbetriebsgesellschaft Mota-Engil einen Anteil der Gesellschaft an das türkische Hafenunternehmen Yildirim verkauft hat, das auch schon mehrere Häfen in Griechenland betreibt und dort in kürzester Zeit die Mehrheit der Stammbelegschaft gegen billigere Arbeiter ausgetauscht hat. Daraufhin hat die Gewerkschaft die Verhandlungen unterbrochen und am 14. November erneut einen Streik angekündigt. Hunderte Docker, die sich weigerten, Überstunden zu machen, demonstrierten mit ihren Familien vor dem Parlament. Aus Angst vor größeren Verlusten verließen die zwei größten Schiffseigentümer der Welt, der dänische Maersk und der deutsche Hapag-Lloyd, Lissabon und leiteten ihre Ein- und Ausladung zu anderen europäischen Häfen um. Gestärkt durch diese Machtdemonstration konnte die Gewerkschaft trotz Übernahme durch die Yildirim-Gruppe die Liberalisierung des Arbeiter-Pools, bei der schrittweise langjährige Arbeiter durch unqualifizierte und billigere ersetzt werden sollten, vorerst in die Knie zwingen.

Mit der neuen Regierung, die nach den Parlamentswahlen im vergangenen Oktober von den drei größten portugiesischen linken Parteien gebildet wird, wird seit Jänner wieder verhandelt. Aber António Mariano geht nur bedingt Kompromisse ein. Mitte Jänner, während der zweiten Sitzung mit der neuen sozialistischen Meeresministerin Ana Paula Vitorino, packt



Fotos: Sérgio Sousa

er seine Unterlagen in seine alte Ledertasche, steht auf und knallt mit den Worten «So nicht» die Tür hinter sich zu. Es geht um einen neuen Kollektivvertrag und um die Anstellung von fünfzig Dockern, die derzeit im Lissaboner Hafen noch als Gelegenheitsarbeiter tätig sind. «Dafür verzichten wir fest angestellten Arbeiter auf die Überstunden. Nachdem wir für die Überstunden 150 Prozent bekommen, wären die Kosten für den Arbeitgeber gesunken. So schlagen wir zwei Fliegen mit einer Klappe – die Senkung der Lohnkosten und die Beschaffung von Arbeitsplätzen, welche für die neue linke Regierung höchste Priorität hat.» Und mit einem zuversichtlichen Lächeln ergänzt er: «Das können sie nicht ablehnen.»

Mariano kämpft nicht alleine. «1979, als ich angefangen habe, waren alle Dockarbeiter in Lissabon Tagelöhner. Gewerkschaften gab es zwar, aber sie waren eher Vermittler. Wir Arbeiter hatten unser

eigenes System, ein faires. Wer am Vortag weniger verdient hatte, weil er weniger Stunden im Einsatz war, wurde am nächsten Tag ganz oben auf der Einsatzliste eingetragen.» Die Solidarität, die Dockworker heutzutage erfahren, stammt, so ist er überzeugt, aus dieser Zeit. Inzwischen hat sich vieles verändert, die Solidarisierung unter den Dockern aber hat sich verstärkt und geht über die Grenzen Portugals hinaus.

Prekäre Arbeit ist lebensgefährlich

Nicht nur bessere Löhne fordert Mariano. Ihm zufolge führt die Prekarisierung auch zur Überschreitung von Sicherheitsstandards und ist somit eine Zutat, die lebensgefährlich sein kann. «Wenn ich besorgt bin, ob ich morgen arbeiten werde oder nicht, ob ich diesen Monat genug verdiene, um mich und meine Familie zu ernähren oder nicht, dann arbeite ich

unkonzentriert, und in diesem Job kann das tödlich sein», sagt Mariano. In den letzten zwei Jahren sind zwei Arbeiter, die prekär beschäftigt waren, bei der Arbeit am Hafen von Sines, 150 Kilometer südlich von Lissabon, ums Leben gekommen. «Wir vertreten nur einen Teil der Arbeiter in Sines, da es dort eine gelbe Gewerkschaft gibt. Unsere Arbeit richtet sich auch gegen solche gelben Gewerkschaften, die die Interessen der Arbeitgeber vertreten.» In Sines hat die «Arbeitgeber-Gewerkschaft», wie Mariano sie nennt, erreicht, dass der Monatslohn der dort tätigen Docker auf 519 Euro gesunken ist.

Die Verhandlungen zwischen Regierung, Hafengesellschaft und Gewerkschaft gehen inzwischen bis Mitte April weiter. Für Mariano geht es darin nicht nur um einen Kampf der Docker um Arbeitsrechte, sondern ganz grundlegend um «einen Konflikt zwischen zwei Parteien, die unterschiedliche Gesellschaftsmodelle leben wollen». ◀



SÓNIA MELO ist Journalistin und Menschenrechtsaktivistin in Innsbruck und gebürtige Portugiesin.

SÉRGIO SOUSA ist selber Docker und fotografiert als Hobby-Fotograf für die Gewerkschaft.

Ingrid Strobl über das Schreiben, das Gefängnis und den Widerstand

«Das Schreiben war körperliche Schwerstarbeit»

Die Journalistin Ingrid Strobl saß jahrelang wegen Verdacht auf Terrorismus in Untersuchungshaft. Im Gefängnis schrieb sie ein Buch über den bewaffneten Widerstand von Frauen gegen Faschismus und deutsche Besatzung. Nach drei Jahren wurde Strobl freigesprochen. Ein Interview von Kerstin Kellermann

Wie kamen Sie eigentlich damals von Innsbruck aus in den deutschen Journalismus?

Nach dem Studium in Wien war ich sechs Jahre lang Redakteurin bei der «Emma» in Köln, unter der Leitung von Alice Schwarzer. Wir waren nur wenige Frauen in der Redaktion, also schrieb ich viel. Die «Emma» war von Anfang auf den breiten Verkauf angelegt, als Blatt, das nicht nur für Insiderinnen ist. Ende 1986 war schon die Verhaftung, bis Mai 1990 war ich dann in Untersuchungshaft.

Hatte Ihre Recherche über Frauen im bewaffneten Kampf gegen den Nationalsozialismus mit der «Emma» zu tun?

Nein. 1985 kündigte ich bei der «Emma» und versuchte mich als Freiberuflerin unter anderem für «Konkret» zu installieren. Damals gab es zwar großes Interesse für den Widerstand, aber eben immer die Schiene, die Männer haben den «richtigen» Widerstand geleistet, sprich bewaffnet, und die Frauen haben jemanden versteckt, Flugzettel verteilt und so. Das hat mir noch nie gepasst. Dann machte ich meine Recherche in Spanien, Frankreich, Holland und in Südkärnten bei den Partisaninnen. Nach der Verhaftung kriegte meine Anwältin durch, dass ich meine gesamten Rechercheunterlagen bekam. Dadurch konnte ich im Knast dieses Buch «Sag' nie, du gehst den letzten Weg» schreiben.

Wie kann man sich den Alltag im Gefängnis vorstellen? Geht Schreiben leichter, wenn man keine Ablenkungen hat?

Ich war in Isolationshaft, das bedeutet, ich war 23 Stunden am Tag alleine in meiner Zelle. Bei der «Emma» schrieb ich schon auf einer elektrischen Schreibmaschine, und im Gefängnis saß ich auf einer am Boden fixierten Holzbank, und einen halben Meter entfernt stand ein am Boden fixierter Holztisch, und ich musste in diesem Abstand an einer

Was mich an den Frauen im Widerstand gegen die Nazis am meisten beeindruckt hat, war ihre «Freiheit»



FOTO: PRIVAT

mechanischen Schreibmaschine schreiben. Ich musste mir erst wieder angewöhnen, fest auf die Tasten draufzuhauen! Das war körperliche Schwerstarbeit.

Warum war der Kampf gegen Nationalsozialismus Ihr leidenschaftliches Thema? Ich kenne noch Ihre Forschungen zum Anderl von Rinn.

Ich komme aus einem antifaschistischen Elternhaus, als junge Linke hat mich gleich der Widerstand interessiert. Es gab damals fast nichts an Forschung. Es war eine Mischung aus meinem alten Anti-Nazi-Interesse, meiner Leidenschaft als Feministin und meiner Wut darüber, dass die Frauen wieder so heruntergesetzt werden. Mein Vater hat mir als Kind einen Indianerschmuck gemacht (lacht), denn ich wollte Indianerin sein. Er war Gewerkschafter. Ich wollte wissen, ob es diese Frauen gab und wenn ja, wollte ich Ihnen, so komisch das klingt, die Ehre erweisen, ihren Mut würdigen.

Wieso durfte eine des Terrorismus Verdächtige eigentlich schreiben?

Also schreiben durften schon alle, so viel sie wollten. Lesen auch. Ich durfte nur drei Bücher maximal gleichzeitig in der Zelle haben. Bei der Zellenrazzia werden die Wärter sonst narrisch, wenn sie zwanzig Bücher durchschauen müssen (lacht). Das gibt es nur in der Türkei, in Lateinamerika oder anderswo, dass politische Häftlinge zu zwanzigst in einer Zelle sitzen und nichts zu lesen haben.

Damals dachten viele Frauen, es wäre gegen mich als Feministin gegangen. Das glaube ich aber nicht. Die Kriminalbeamten waren einfach stinksauer auf die Rote Zora und die Revolutionären Zellen, weil sie nie jemand von denen erwischt haben. Dann konnte man mir den Kauf dieses Weckers nachweisen und deswegen dachten die, jetzt haben wir endlich jemand.

Feministinnen überschätzen sich schon manchmal etwas, oder?

Es war nicht ganz daneben. Es gab schon einige gesellschaftlich divergente Themen. Damals ging es los mit Frauenhandel, gekauften Katalogfrauen aus Ostasien, dem Sextourismus ... – wir waren in diesem Zusammenhang als Feministinnen sehr wütend, und viele Frauen fanden das schon in Ordnung, wenn die Rote Zora denen ein Auto abgefacelt hat.

Was mich an den Frauen im Widerstand gegen den Nationalsozialismus am meisten beeindruckt hat, war die «Freiheit» der Frauen. Eine meiner Lieblingsgeschichten geht so: Yvonne Jospa in Belgien, die für die Rettung der jüdischen Kinder verantwortlich war, erfuhr, dass an der Gare du Luxembourg eine Gruppe von Kindern steht, die dringend in ein Versteck gebracht werden müssen. Die Frau, die das hätte machen sollen, wurde erwischt. Yvonne konnte die Strecke, von wo sie wohnte, in dieser Zeitspanne nicht schaffen. Sie ging in der Straßenbahn zum Fahrer vor und sagte ihm, Monsieur, fahren Sie bitte ohne anzuhalten durch bis zur Gare du Luxembourg. Und der Fahrer hat das gemacht! Sie kam gerade noch rechtzeitig. Ich behauptete, so etwas hätte kein Mann gemacht. Eine typische Frauengeschichte. ◀



Ingrid Strobl: Sag nie, du gehst den letzten Weg. Frauen im bewaffneten Widerstand gegen Faschismus und deutsche Besatzung. Fischer 1989
Die Angst kam erst danach. Jüdische Frauen im Widerstand 1939–1945. Fischer 1998

Gewista nimmt öffentlichen Raum ein, Grüne haben nichts mehr dagegen

Konsumverführung auf Sozialdemokratisch

Die Freude war groß: Keine Autos mehr auf der Mariahilfer Straße! Jetzt wird sie getrübt: 27 leuchtende Screens der Gewista belästigen die Fußgeher_innen – obwohl bekannt ist, dass aufdringliche Bombardierung mit Konsumbotschaften das Leben der Menschen im öffentlichen Raum nachhaltig beeinflusst. Für Ulli Gladik und Clemens Staudinger sieht es so aus, als würden dem Machtmonopol der Gewista auch die Grünen unterliegen.

Mit Start der neuen Fußgänger_innen-Zone Mariahilfer Straße war die Gewista (kurz für «Gemeinde Wien – Städtisches Ankündigungsunternehmen») mit neuen Reklametafeln zur Stelle. Weil der Begriff «Reklametafel» zu wenig hip scheint und die Tafeln bunt blinken, liefert die Gewista den gesuchten Konsument_innen eine Erklärung, die wohl als Einführung in die Neusprache der alles bestimmenden Konsumwelt gedacht ist: «Mit den hochauflösenden digitalen Screens – sogenannten E-Panels – werden U-Bahn-Stationen und (...) Premiumstandorte im innerstädtischen Bereich von Wien in digitale Produktwelten verwandelt.»

George Orwell beschreibt in seinem Roman «1984» derartige Bildschirme als «Televisoren»; die hohe Anzahl der installierten Geräte auf der Mariahilfer Straße drängt den Begriff «Konsumverführungstelevisoren» auf.

Die Gewista war bereits vor dem Umbau in der Mariahilfer Straße im Geschäft: 40 Rollingboards zeigten Reklamesujets. Die Chance, die neue Fußgängerzone nicht als «digitale Produktwelt» zu gestalten, blieb von den Verantwortlichen im Rathaus ungenutzt. Von dort ist keine Debatte überliefert, in der über die Frage

nach werbefreien Zonen seriös gestritten wurde. Im Gegenteil, aus dem Grünen Klub ist zu hören, dass das Aufstellen der E-Panels zeitgleich mit dem Finale der Koalitionsverhandlungen zwischen Sozialdemokratie und Grünen geschah. Dies, obwohl es im Grünen Klub Kräfte gibt, die dem Bombardement der Werbebotschaften Einhalt gebieten möchten – jedoch offensichtlich der Koalitionsräsion unterliegen. Rüdiger Maresch, Verkehrssprecher der Grünen, empfindet die Televisoren auf der Mariahilfer Straße als «Gehirnwäsche». Seiner Ansicht nach gäbe es viel zu viel Werbung im öffentlichen Raum, an deren Eindämmung arbeite er gerade. Werbefreie Zonen, so Maresch, wären den Grünen ein wichtiges Anliegen.

Mit «Freunderln» verhandelt man nachher

Interessant ist die Recherche im Wiener Rathaus betreffend der rechtlichen Grundlagen der «Televisoren»: Peter Lux, Projektleiter Mariahilfer Straße Neu, teilt mit, dass derzeit mit der Gewista über die rechtlichen Bedingungen des Strahlens der Konsumpropagandamaschinen verhandelt werde. Bemerkenswert ist, dass der Projektkoordinator Monate nach Eröffnung der Konsummeile bestätigt, dass die Geräte derzeit zwar flimmern, dafür aber noch kein Preis bestimmt wurde. Wie viel die Gewista der Gemeinde für das Überlassen der nötigen Flächen bezahlt, sagt Lux, werde derzeit besprochen. Wann diese Besprechung abgeschlossen sein werde, wisse er nicht.

Die Gewista wurde 1921 als «Gemeinde Wien – Städtisches Ankündigungs-

WIENER WIRTSCHAFT

KURATIERT VON MARTIN BIRKNER & CLEMENS STAUDINGER



unternehmen» gegründet. Heute halten der französische Werbekonzern JCDecaux 67 Prozent, die Progress Beteiligungs Gesellschaft 3 Prozent – letztere gehört zu 30 Prozent der SPÖ. Nicht nur die Privatisierung der Gewista «auf Sozialdemokratisch-Wienerisch» brachte Kritik ein, sondern auch ihre Fast-Monopolstellung in Wien. Im Wahlkampf 2006 vermuteten die Bundesgrünen Sonderbedingungen von dem parteinahen Plakatunternehmen Gewista für die SPÖ und der epa/Heimatwerbung (damals Raiffeisen) für die ÖVP und forderten Transparenz. Als 2008 bekannt wurde, dass Klagenfurt für das Aufstellen von Rollingboards das rund Zwanzigfache an Gebühren einhebt, als Wien der Gewista verrechnet, äußerte auch Maria Vassilakou – damals in Opposition – Kritik: «Die Stadt Wien lässt sich hier eine Einnahmequelle entgehen», monierte sie, es sei unerträglich, «dass dies zu Gunsten einer Firma passiert, an der die SPÖ mitverdient» («Der Standard»). Zwei Koalitionspakte später ist Vassilakou zwar für die neue Mariahilfer Straße verantwortlich und die Gewista dort gut im Geschäft – doch das Büro der grünen Vizebürgermeisterin weniger auskunftsfreudig.

Rückblende, Augustin 2009: «Dass die Preise für Werbeflächen zugunsten einer SPÖ-nahen Firma so niedrig sind, ist wohl nur in einer seit Jahrzehnten sozialdemokratisch regierten Stadt möglich, und obwohl die Wiener_innen dem «Totalbranding» des öffentlichen Raums rund um die Uhr ausgesetzt sind, profitieren sie in keiner Weise von der Vermarktung ihrer Stadt. Besonders zynisch, denkt man daran, dass die sozialdemokratische Stadtverwaltung die häufigen Gebührenerhöhungen und Verteuerungen mit der Notwendigkeit die leeren Kassen der Stadt auffüllen zu müssen, argumentiert.» Die Zeit scheint stehen geblieben zu sein – auch mit grüner Beteiligung. Wenn Wiener_innen Bilder der vergangenen längerfristigen Stadtbildentwicklung abrufen, sehen sie, dass konsumorientierte Werbung im öffentlichen Raum während SPÖ-Alleinregierungen stetig mehr wurde. Jetzt stellen sie fest, dass auch die Grünen daran nichts ändern.

Die Zeit scheint stehen geblieben zu sein – auch mit Beteiligung der Grünen

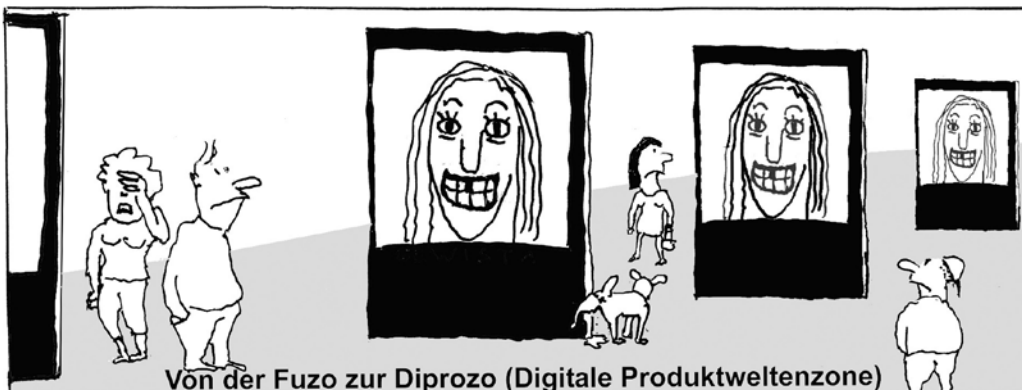


ILLUSTRATION: MÜCH



F13-Aktionstag gegen den Ausverkauf und die Kommerzialisierung der Städte

Eine Katze läuft über den Bahnhof

Am Freitag, dem 13. Mai, wird es wieder so weit sein! Die schwarze Katze macht sich auf, die Stadt als nutzbaren Raum für alle zu erproben. Womöglich taucht sie diesmal am Hauptbahnhof auf, um sich anzuschauen, ob dieses riesige Neubauprojekt, bezahlt aus öffentlichen Geldern, auch der Öffentlichkeit zugute kommt. Dürfen Junkies, Obdachlose, offensichtlich Arme, Straßenmusiker_innen, Zeitungsverkäufer_innen, Bettler_innen... den Bahnhof genauso nützen wie jene, die zum Bahnfahren oder zum Shopping gekommen sind? Aber ja! Die Ordnungsmacht ist nur zum Ordnung machen da.

Unter dem Motto «ÖFFIS für ALLE – Häuser für ALLE – Stadt für ALLE» laden der Augustin und die «Aktion Freifahrt für Alle (im offenen Asylverfahren)» andere Stadtinitiativen und Interessierte zu einem Vernetzungstreffen im April oder auch zur Teilnahme am F13 im Mai ein.

Red.

i Vernetzungs- und Vorbereitungstreffen für den F13: 5. April, 10 Uhr Augustin, Reinprechtsdorfer Str. 31, 1050 Wien

Doppelball: Kapriolen und Krisen im Augustin-Sportverein

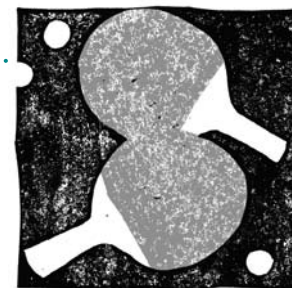
Spiel mit der Bande

Der Kolumnist möchte von einer verrückten Episode erzählen, in der das federleichte Bällchen seine Lust auf Kapriolen auf die Spitze trieb. Die Sektionschefin wollte ihrem Gegenüber, eben dem Schreiberling, ein ganz normales Service anbieten, aber das Bällchen nahm einen Umweg über ihre linke Bande, sprich das Regal der Büchertauschbibliothek, landete auf dem Kopf des Kolumnisten, von wo es höchst unschuldig wieder zurück übers Netz flog. Eine filmreife Szene und Idee für eine neue Sportart, da ist vieles möglich!

Normal hingegen ist die Eigenart des Kolumnisten, bei jedem Training mindestens einmal das Bällchen an die Kante seiner Tischseite zu schlagen, weshalb man vereinsintern schon vom «Hömal» spricht. Dass dieses verflixte kleine

Ding, in welchem ein neckisches kleines Teufelr zu hausen scheint, manche Spieler_innen zu bewussten Tricks verführt, um ihre Gegner_innen zu verwirren, soll in einer künftigen Kolumne näher ausgeführt werden. Im Moment geht es sozusagen ums Eingemachte, denn einige Stammkund_innen lassen sich nur sporadisch blicken, weshalb der fixe Kader oft nur aus höchstens vier Personen besteht.

Deswegen berief die Sektionsleiterin Sonja vor ihrem Urlaubsantritt eine Krisensitzung ein, ob und wie es mit dem zweiten Sportbein des Augustin weitergehen soll, für das sie so viel Zeit aufopfert. Und siehe da, es kamen neun Leute vom inneren, brüchigen Kreis! Zuerst erklärte Sonja Sinn und Ziel dieses wöchentlichen Angebotes, appellierte auch an einen



verbindlichen Gemeinschaftsgeist und gab allen die Gelegenheit, Vorschläge für mehr lockende Attraktivität zu machen. Da gab es eine Menge an kreativen Ideen, deren Umsetzung freilich auch von äußeren Umständen abhängt, wie etwa sehr erwünschte Turniere oder Ezzes von einem Tischtennisprofi. Eine erste, positive Wirkung war dann schon beim nächsten Training zu sehen, geleitet vom fröhlichen, jungen Sozialarbeiter Michael. Der Kolumnist konnte wegen Erkrankung zwar daran nicht teilnehmen, aber eine Woche später war es gut besucht! Gut Ding braucht eben immer Weile, will er hoffen.

Hömal

Tricky Dickys Skizzenblätter

Die knifflige Frage, warum Refugees lieber nach Deutschland als nach Österreich wollen, hat eine einfache, aber erschreckende Antwort gefunden.



Neues von Frau Gschistibohavitschek Garantiert biologischer Datenschutz

Nicht dass Sie mich falsch verstehen: Ich mag Bio-Produkte. Sollte man also glauben, dass ich an einer Gratis-Zeitschrift aus dem örtlichen Bio-Supermarkt nichts auszusetzen hätte. Da überschätzen Sie mich leider.

Meist entziehen sich die Werbungen meinem Blick. Aber als mir in der aktuellen Ausgabe eines solchen Magazins eine Promotion für «freie Hasen» auffiel, blätterte ich die Zeitschrift nochmals durch, auf der Suche nach weiteren interessanten Angeboten. Die freien Hasen sollen allergikerfreundlich sein. Sie sind nämlich «frei von Gluten, Laktose, Milch, Ei, Cholesterin und Soja». Spontan stellt sich mir die Frage, was an bekömmlichen Zutaten dann überhaupt noch drin ist. Aber letztlich will ich es gar nicht so genau wissen.

Ein paar Seiten weiter gibt's noch so ein Koch-Wunder: das vegane Geschnetzelte. Das laktosefreie, eifreie, fettarme

Produkt wird vom Hersteller auch für Rahmgerichte empfohlen. Außerdem findet sich ein Inserat für Backmischungen. Im Titel führt das Unternehmen sein Gründungsjahr an: 1935. Ob die Damen und Herren damals schon Cookies aus Fertigmischungen buken? – Die Recherche hat dann ergeben, dass auch andere Produkte angeboten werden und die Cookies tatsächlich eine durchdachte Idee sind. Wenn man halt Convenience-Artikel mag.

Ein Wasserkristall-Fotograf preist ein Flaschenwasser: «Es wird bei mir einen bleibenden Eindruck hinterlassen.» Der gesamten Anzeige ist nicht zu entnehmen, ob es sich um Tafel- oder Mineralwasser handelt. Hauptsache, der abgebildete Kristall ist beeindruckend. Der größte Werbe-Schrott kommt allerdings am Schluss. Die Aussage «Diese natürlichen Heilmittel bringen Ärzte zum Staunen!» könnte ich als begnadete Skeptikerin der Schulmedizin ja noch gelten lassen. Die

Annonce verspricht eine Test-Ausgabe und einen Gratis-Ratgeber. Im Kleingedruckten geht es dann allerdings um ein Abo der Zeitschrift «Heilen mit Homöopathie und Heilpflanzen», 16 Ausgaben pro Jahr zu je 9,97 Euro. Nicht gerade wohlfeil. Die Dame in Bonn, an die der Coupon zu senden ist, ist Heilpraktikerin und Chefredakteurin in einem Verlag, der auf seiner Homepage garantiert: «Wir geben Ihre Daten niemals an Dritte weiter.» Die Datenschutzerklärung straft diese Ankündigung Lügen: «Die FID Verlag GmbH sowie (...) nutzen Name und Anschrift zur weiteren Information über interessante Produkte und Dienstleistungen (Werbung für eigene und fremde Angebote). Name und Anschrift können außerdem an weitere Verlage für deren Marketingzwecke übermittelt werden.» Dass so was heutzutage noch erlaubt ist!

Christa Neubauer

<http://singlekocherei.myblog.de>

Film und Diskussion zu europäischem Außenhandel und afrikanischer Migration

Grund zu gehen, Grund zu bleiben

Das eine ist die Frage, wie man wekommt, wenn man weg muss, und wie man aufgenommen wird, wo man hinkommt. Flucht, Migration, das sogenannte «Recht zu gehen». Aber was ist mit dem «Recht zu bleiben»? Mit dem Recht auf einen sicheren Herkunftsort? Sicher vor Krieg und Gewalt, aber auch sicher vor Armut, Hunger, Perspektivlosigkeit, massiver Einschränkung der individuellen Fortentwicklung? Das «Recht zu bleiben» ist in der öffentlichen Debatte oft schon besetzt von den «Migrationsgegner_innen». Investieren wir in den Frieden/die Wirtschaft/die Gegebenheiten vor Ort, dann kommen *die* nicht zu uns, heißt da die Devise. Wie kann man diese Forderung nach einem Recht auf Bewegungsfreiheit, das das Recht, sich nicht so viel zu bewegen, miteinschließt, solidarisch beantworten? In einer Abendveranstaltung mit dem

Titel «Warum wir gehen. Wohin wir wollen. Migrationsursachen in Afrika» will man sich eben diesem Themenkomplex widmen: «Welche Widersprüche ergeben sich zwischen dem Anspruch der Bekämpfung der Migrationsursachen und der realen Politik der Migrationsabwehr?», wird da gefragt und mit verschiedenen Expert_innen anhand von westafrikanischer Rohstoffindustrie darüber gesprochen, was Europa eigentlich in Afrika sucht, was es dabei verursacht und wieso man sich gleichzeitig ein sicheres Herkunftsland und die Möglichkeit zum Mobilsein wünschen kann.

lib



11. April, 19 Uhr
Diplomatische Akademie Wien, Favoritenstraße 15a
1040 Wien
Anmeldung: schmidjell@vidc.org

Verständlich machen, was
Präsidentenschafts-Kandidat_in-
nen wollen

Barrierefreie Wahlkampfinfo

Ein geflügeltes Wort aus der Politik lautet: Es ist alles sehr kompliziert. Einerseits stimmt das, andererseits muss nicht alles Komplexes kompliziert formuliert sein. Mit dem Verstehen von Fachsprache, Amtsdeutsch oder den Formulierungen in Gesetzestexten tun sich viele Menschen schwer, selbst wenn sie eine «höhere» Bildung genossen haben. Wer aber grundsätzlich mit dem Lesen und Verstehen geschriebener Texte Schwierigkeiten hat – sei es, weil sie_er eine Lese- oder Lernschwäche hat oder die Mehrheitssprache (noch) ungenügend beherrscht –, hat oft gar keine Chance, an wichtige Informationen heranzukommen. «Leichte Sprache fördert die Selbstbestimmung», heißt es auf der Webseite von Leicht Lesen, und das umreißt kurz den Sinn der Arbeit des Vereins, den Maria Seisenbacher und Elisabeth Laister im Vorjahr gründeten.

Der Verein Leicht Lesen hat nun den Auftrag bekommen, die Informationen der Kandidat_innen der kommenden Bundespräsidentenwahl in Leichte Sprache zu übersetzen und diese barrierefrei zugänglich zu machen. Das bedeutet unter anderem, Fremdwörter durch deutschsprachige Ausdrücke zu ersetzen oder die Begriffe in einfachen Worten zu erklären; in jedem Satz soll nur ein Gedanke ausgedrückt werden. Die in Leichte Sprache übersetzten Informationen der zur BP-Wahl Antretenden werden ab 8. April kostenlos auf der Leicht-Lesen-Homepage zugänglich sein. Wer das Projekt unterstützen möchte, kann das zum Beispiel im Rahmen einer Crowd-Funding-Kampagne tun.

Den Begriff «Crowd-Funding» erklärt Leicht Lesen folgendermaßen: *Diese Wörter sind Englisch. Crowd heißt Menschen-Menge. Man spricht es so aus: Kraud Funding heißt Finanzierung. Man spricht es so aus: Fanding. Crowd Funding bedeutet, dass eine Menge an Menschen für eine Sache Geld hergibt. Denn zusammen ist man mehr.*

JL

www.leichtlesen.at

Dannebergpredigt

Nomaden oder Nesthocker

Ein Dach über dem Kopf. Leistbar. Mein Enkelkind, 25, Studentin, hatte eines im 6. Bezirk gefunden. Eigentlich nicht leistbar für ihre beschränkten finanziellen Verhältnisse, aber für die Gegend und bei den jetzigen Immobilienpreisen noch immer günstig: Miete monatlich 700 Euro für Zweieinhalb-Zimmer, plus Heizung und Unkosten 800 Euro. Leistbar wurde es nur, weil sie sich den Wohnraum mit zwei anderen Student_innen teilte.

Der Haken: Es war ein auf drei Jahre befristeter Mietvertrag, und sie musste 3000 Euro Kautionshinlegen. Was also macht eine gute Oma? Sie bürgt für das Enkelkind. Sie geht zur Bank, hebt Ersparnisse ab, kopiert Pensionsbezüge und Pass für die Hausverwaltung mit der mündlichen Zusage auf Verlängerung des Mietvertrages. Nach drei Jahren und etlichen vergeblichen Versuchen, die Hausverwaltung für eine Verlängerung zu erreichen, kam die Kündigung. Darüber hinaus weigert sie sich, die 3000 Euro Kautionshinlegen und stellt lächerliche Dinge wie eine angeblich zerkratzte Küchenablage mit 600 Euro in Rechnung, ein Betrag, mit dem man in gängigen Möbelhäusern eine neue Küche kaufen kann. Ein Anwalt wird eingeschaltet.

Was tut eine gute Oma, die das Glück hat, schon lange in einer Wohnung zu wohnen, die für sie als Alleinlebende eigentlich zu groß ist, die aber so teuer ist wie eine viel kleinere? Sie sagt dem Enkelkind, es kann erst einmal ein Zimmer bei ihr beziehen. «36 Prozent aller 18- bis 31-Jährigen wohnen in den entwickelten Ländern im Durchschnitt noch immer zu Hause. Sie warten auf einen Arbeitsplatz – und auf bessere Zeiten», lese ich in einem Online-Magazin. So machen wirtschaftliche Umstände aus jungen Menschen, die selbstständig leben wollen, Nomaden oder Nesthocker. Abschätzig wird das «Hotel Mama» oder «Pension Oma» genannt. Ich nenne es – apropos Pensionsgipfel und Alte würden auf Kosten der Jungen leben – Generationenvertrag.

Diese Art Solidargemeinschaften häufen sich. Immer öfter erzwingen ökonomische Verhältnisse das Zusammenrücken. Und immer häufiger stellen jene, die genügend Wohnraum haben, diesen geflüchteten Menschen zur Verfügung. Für mich eine Option, wenn mein Enkelkind wieder auszieht.

Bärbel Danneberg



Foto: BRUNNENPASSAGE

Chancengleichheit am Würstelstand

Würschtl, halal

Von der Brunnenpassage geht wieder einmal eine Initiative aus, die echt Wien ist: ein Halal-Würstelstand soll her. «Er verbindet Wiener Würsteltradition mit halal Zubereitung – eine Melange wie Wien selbst!». Die Standler_innen werden Leute mit Fluchterfahrung sein; neu angekommen und schon mitten in der besten Wiener Traditionswerkstätte – da schlackern selbst die lautesten «Integriert euch!»-Rufer_innen mit den Ohren. Vorgestellt wird der mobile Stand im Juni im Zuge des

Festivals «Soho Ottakring» – begleitet von den Rezepten des Kochs und Fleischers Sakir Turan und dem Halal-Würstel-Rap des Hiphop-Duos EsRap. Die Gründung des mobilen kleinen Unternehmens braucht allerdings noch Schmattes – um Unterstützung wird auf der Plattform «wemakeit.com» gebeten, Stichwort: Halal-Würstelstand.

www.brunnenpassage.a

lib

VOLLE KONZENTRATION

Das Widerständige erinnern

Zur Erinnerungskultur gehört nicht nur, zuzugestehen, dass jemand existiert hat. Es gehört auch dazu, das Tätigsein wahrzunehmen, die Aktivitäten, die Lebhaftigkeit, die Entscheidungen, die ein Leben ausgemacht haben. Lange Zeit wurde in der Gedenkarbeit über den Nationalsozialismus gar nicht von Roma und Sinti gesprochen. Dann wurden sie langsam als Verbrechenopfer wahrgenommen – als ökonomische oder soziale erst, später als politische, als Opfer von Rassismus und Klassenfeindlichkeit. Aber was haben sie getan, als sie verfolgt wurden? Haben sie sich gewehrt? Waren sie hilflos ausgeliefert oder konnten sie Kräfte aktivieren, um sich gemeinsam und individuell dem Nationalsozialismus entgegenzustellen? Aus Anlass des

«Internationalen Romatages 2016» findet im Offenen Haus Oberwart die Tagung «Vernichtet, Verdrängt, Vergessen» statt, die ihren Fokus auf die Frauen und Männer richtet, «die trotz eines aussichtslosen Kampfes Widerstand leisteten» – durch Proteste bei Behörden, im bewaffneten Widerstand und selbst beim Aufstand im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau im Mai 1944.

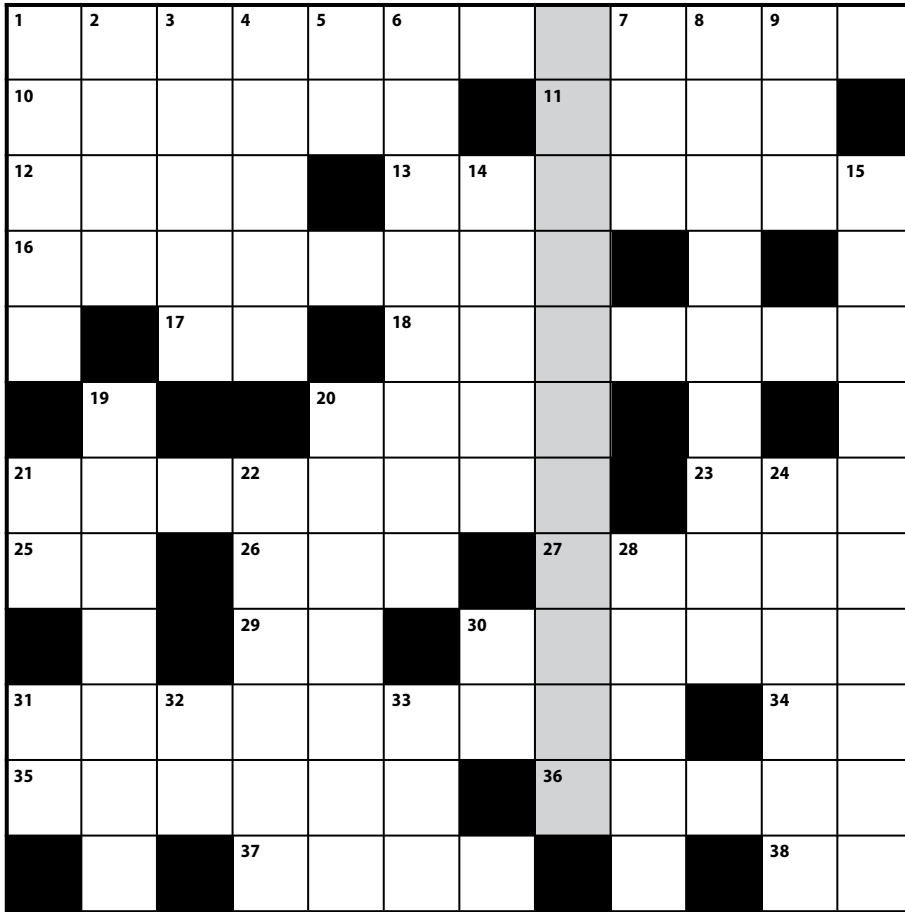
9. April, 14–18 Uhr
Offenes Haus Oberwart, Lisztgasse 12,
7400 Oberwart

Über Terrorismus reden

So aktuell wollten die Veranstalter_innen es wahrscheinlich gar nicht haben: Debatten über Terrorismus, die sich in aktuellen Ereignissen begründen, wurden mit den Anschlägen in Paris und werden erneut mit

jenen in Brüssel auch mitten in Europa vermehrt geführt. Dabei wird gerne allerhand außer Acht gelassen: zum Beispiel Terroranschläge, die außerhalb von Europa stattfinden; aber ebenso Gewalt innerhalb Europas, die von der Polizei am Grenzzaun oder Rechtsextremen gegen Flüchtlingsunterkünfte verübt wird und keinesfalls als Terror tituliert wird. Warum bringen uns rassistische Vorannahmen im Sprechen über die Angst vor einem Anschlag in der U-Bahn nicht weiter? Und was können feministische Positionen zu solchen Debatten beitragen? Die Zeitschrift «Frauensolidarität» und die universitäre Initiative «feminESta» laden unter dem Titel «Terrorismen diskutieren» zu einer Abendveranstaltung mit Aktivistinnen und Wissenschaftlerinnen.

13. April, 19 Uhr
C3 – Centrum für Internationale Entwicklung,
Sensengasse 3, 1090 Wien



WAAGRECHT: 1. dort hängt üblicherweise der Morgenmantel, aber auch das Abendkleid 10. hält das Fensterglas und schützt das Bild 11. Alles ist in Ordnung! 12. ein ganz kleines Geschäft trägt manchmal den Namen der Tante 13. Goethe war einer der Klassik, Stifter einer des Biedermeier 16. wirklich jeden Tag wiederkehrend 17. nicht ernst: nur anfangs 18. wenn die Stimmbänder frei schwingen, verändert sich die Tonhöhe leicht 20. eine Zeile auf Englisch (an die Londoner Geliebte) schreiben 21. auch eine Form von prägen, geschieht meistens mit Münzen 23. vor der Mission: ein Auftrag wird ausgeschrieben 25. belongs to either 26. Teil jeglicher Abtrünnigkeit 27. sozusagen zur Nase gehörend 29. Winnie - the - Poo hat wenig Verstand; hier der deutsche Name des Bären 30. nicht irgendeines, sondern ... 31. Aschenputtel bittet die Tauben um Hilfe: die Guten dorthin, bitte! Und die Schlechten ins Kröpfchen! 34. vervollständigt Pölsen und Margarethen 35. Singvögel kennzeichnen ihres durch Gesang, Hunde mit ihrem Urin 36. Winnetou machte den französischen Schauspieler sehr bekannt 37. sprichwörtlich gesehen sind nächstens alle Katzen so 38. steht auch für Outlook Express

SENKRECHT: 1. auf dieser griechischen Insel gründete Mikis Theodorakis sein erstes Orchester 2. was hat ein Kamel mit einem buddhistischen Lehrer zu tun? 3. ein Teil Böhmens und auch ein Stadtteil von Wolfsburg 4. der Gesamteindruck, den frau hat - nicht immer richtig, selten objektiv 5. hier beginnt die Detailanalyse 6. grüner, bitterer Spätsommersalat - mit Erdäpfeln und Knoblauch ganz hervorragend 7. Wien: im alten Uni und Kultur, im neuen Medizin und Forschung 8. sozusagen eine innere Reinigung durch Ausleben von Gefühlen und Konflikten 9. Augentropfen auf Englisch sind ... drops 14. ebenfalls englisch, aber kulinarisch gesehen: die Glasur bzw. der Zuckerguss 15. nur in Südafrika gedeiht der Rotbuschtee 19. etwas veraltet die Bezeichnung für eine Vernehmung, oder? 20. lang und schmal der Teppich, schnell und ausdauernd der Bote 21. aus China stammt das alte strategische Brettspiel 22. brüsk und barsch und bärbefißig 24. Sonderorganisation der UNO verleiht den Titel Welterbe 28. Vorname von Herrn Kissinger, ehemaliger US-Außenminister und Nobelpreisträger 30. steht ziemlich gängig für das heißt 31. Transrapid und Taschenrechner haben ihre Kurzform gemeinsam 32. evangelisch, abg. 33. der Crashkurs beginnt, Accra (und auch dies Rätsel) endet

Gewinner_in und Lösung für das letzte Rätsel erscheint aufgrund der Verlängerung unseres Einsendetermins in der nächsten Nummer

Einsendungen (müssen bis 18. 4. 2016 eingelangt sein) an: AUGUSTIN, Reinprechtsdorfer Straße 31, 1050 WIEN, oder verein@augustin.or.at

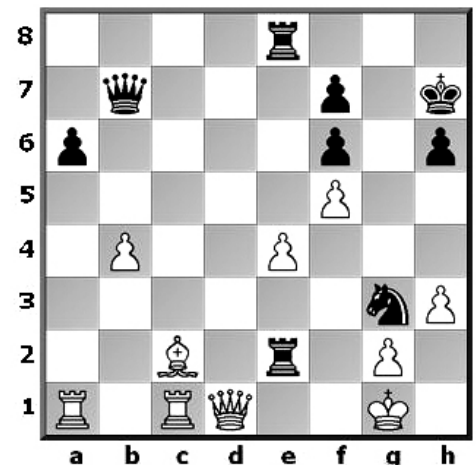
DESPERADO-SCHACH von Häm und Bernleitner

Einer der ganz Großen des Schachs feierte am 23. März seinen 85. Geburtstag: Viktor Kortschnoi. Er war 40 Jahre lang WM-Kandidat und noch im hohen Alter Weltklasse, trotzdem hat es für diesen besten Aficionado des königlichen Spiels nie zum Weltmeistertitel gereicht.

Tal - Kortschnoj
Kandidatenfinale Moskau 1968

1.e4 e5 2.Sf3 Sc6 3.Lb5 a6 4.La4 Sf6 5.0-0 Le7 6.Te1 b5 7.Lb3 d6 8.c3 0-0 9.h3 Sa5 10.Lc2 c5 11.d4 Dc7 12.Sbd2 Sc6 Ein ruhiger Beginn der beiden Heißsporne - die klassische Spanische Partie. 13.dxc5 dxc5 14.Sf1 Le6 15.Se3 Tad8 16.De2 c4 17.Sf5 Nur Schwarz hilft 17.Sg5 h6! 18.Sxe6 fxe6 19.b4 Sd4! 20.cxd4 exd4 21.a3 d3 22.Lxd3 Txd3. 17... Lxf5 18.exf5 Tfe8 19.Lg5 Fällt nicht auf 19.Sxe5? Sxe5 20.Dxe5 Ld6 herein. 19... h6 20.Lxf6 Lxf6 21.Sd2?! Ein Zögern, das Kortschnoj sofort nützt. Stärker war 21.Le4. 21... Se7 22.Se4 Sd5 Mit der

Idee Le7 nebst Sf6. 23.b3?! Vorsicht, Glatt-eis! 23.Tad1 war zu empfehlen. 23... Sxc3! Der erste Streich! Die Einladung zu 23... cxb3? 24.Lxb3 Sxc3 25.Sxf6+ gxf6 26.Dh5 Kg7 27.Te3! wird dankend abgelehnt. 24.Sxf6+ Vorteil hat Schwarz nach 24.Sxc3?! cxb3 25.Lxb3 Dxc3 26.Tac1 Da5, also vorwärts! 24... gxf6 25.De3 cxb3 26.Lxb3 Kh7 27.Tec1? Zu simpel. Mit 27.Lxf7! Dxf7 28.Dxc3 konnte Mischa kräftig mitmischen. 27... b4 28.a3 e4 Macht d3 für den Turm frei. 29.axb4 29.Lc2 b3! 30.Lxb3 Td3 hilft gar nicht. 29... Td3 30.De1 e3! Dynamit! 31.Lc2 Es gibt nichts Vernünftiges. 31.fxe3 Tdxe3 32.Df2 Se2+ 33.Dxe2 Dxc1+ 34.Txc1 Txe2 35.Lxf7 Te1+ 36.Txe1 Txe1+ ist ein verlorenes Endspiel. 31... Td2! Er ist auf der Hut. 31... exf2+?! 32.Dxf2 Se2+ 33.Dxe2 Txe2 34.Lxd3 Da7+ 35.Kh1 überlebt Weiß. 32.fxe3 Se2+ 33.Kh1 Über 33.Kf1 Txe3 34.Dxd2 Df4+ 35.Ke1 Sg3+ schweigt man besser. 33... Sg3+ 34.Kg1 Nicht 34.Kh2 Sf1+ 35.Kg1 Dh2+ 36.Kxf1 Dh1 matt. 34... Te2 35.Dd1 Db7 Droht Matt auf g2. 36.e4



siehe Diagramm

36... T8xe4!! Zerschlägt wie Alexander den gordischen Knoten. Wenn 37.Ta3, so 37... T4e3, wenn aber 37.Ld3, so 37... Txd2+! 38.Kxg2 Te2+ 39.Kxg3 Dg2+ 40.Kf4 Dg5+ 41.Kf3 De3+ 42.Kg4 Tg2+ 43.Kh4 Dg5 matt. 0-1

60 km von Wien entfernt: eine fremde Welt

Ein Sonntag im Plattenbaugebiet

42.000 Plattenbauwohnungen auf 472 ha Fläche: das ist Petržalka, die Trabantenstadt von Bratislava. Nur selten verirren sich ausländische Besucher_innen hierhin, so etwa Wenzel Müller (Text und Fotos).

Monoton und steril. So wirkt Petržalka von weitem, genauer: von oben, von der Aussichtsplattform des UFO-Towers. Einen größeren Kontrast kann man sich kaum vorstellen: Hier in der Höhe, oberhalb der Brücke Most SNP, der futuristische, ja trashige Turm ganz in der Form einer fliegenden Untertasse, und dort unten reiht sich ein Plattenbau an den anderen. Beim Anblick dieser Trabantenstadt mag gerade so mancher Eigenheimbesitzerin ein Schauer über den Rücken laufen: die gebaute Gleichmacherei! 130.000 Menschen leben in diesem Stadtteil von Bratislava, es ist die größte Plattenbausiedlung der Slowakei. An Petržalka grenzt auf der einen Seite, jenseits der Donau, die Altstadt an und auf der anderen die ungarische Grenze.

Herunter vom hohen Turm. Ich fahre mit dem Bus nach Petržalka und steige an irgendeiner Haltestelle aus. Ohne festen Plan und auf gut Glück möchte ich diesen Vorort durchstreifen, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in den Donauniederungen aus dem Boden gestampft wurde. Damals galt, in möglichst kurzer Zeit viel Wohnraum zu schaffen,

und dazu erschien den sozialistischen Machthabern die typisierte Bauweise mit vorproduzierten Betonelementen am geeignetsten. Der Plattenbau avancierte zum Signum nicht nur der Slowakei, sondern des gesamten Ostblocks.

Später Vormittag, es ist Sonntag. Wo sind nur die vielen Leute, die hier wohnen? Auf der Straße jedenfalls nicht, mit Ausnahme einiger Hundebesitzer_innen. Ich komme an einer Schule vorbei. Der Eingang ist mit Eisengittern verschlossen. Wieso diese Sicherheitsmaßnahme? Wird befürchtet, Schüler_innen könnten auf die Idee kommen, auch am Wochenende in die Schule zu gehen?

Die Eisengitter sind zum Schutz da, doch in erster Linie vermitteln sie etwas Unheimliches und Bedrohliches. Oder, bei milderer Betrachtung, etwas Befremdendes und Skurriles. Ohne Zweifel, dies hier, nur 60 km von Wien entfernt, ist eine andere Welt.

In welche Richtung ich auch schaue, mein Blick trifft zuverlässig auf einen Plattenbau. Auf einen sich sowohl in Breite als auch Höhe imposant ausdehnenden Plattenbau. Ein unangenehmes Gefühl? Keineswegs. Erstens habe ich nie das Gefühl, von den Bauten etwa eingezwängt zu werden, zweitens präsentieren die sich als farbenfrohe Ensembles. Nur ganz selten sieht man noch einen ursprünglichen Plattenbau, mit grauen Betonteilen und tiefen Fugen. Die meisten sind inzwischen saniert worden – und haben bei dieser Gelegenheit auch einen neuen Farbanstrich bekommen.

Was der Blick von der UFO-Aussichtsplattform nicht zeigt: Zwischen den einzelnen Plattenbauten ist viel Grün, mit wieder so eine Skurrilität, jeder Menge Nadelgehölz. Wie sind die Bäume des Nordens nur in diese Tiefebene gekommen? Angenehme Überraschung: Es gibt hier auch etliche Sportplätze.

Die Speisekarte ist nur auf Slowakisch

Es ist früher Nachmittag. Zeit, etwas zu essen. Nur wo? Zwei große Supermärkte hat dieser Stadtteil, die auch am Sonntag offen haben, doch sonst sieht es mit

der Versorgung eher mau aus. Im ersten Stock der langgezogenen Plattenbauten sind Geschäftslokale, allerdings zum großen Teil geschlossen – eine tote Gegend.

Dort ein Reštaurácia, das sogar am Sonntag offen hat. Die Speisekarte ist nur auf Slowakisch. Ich kann nicht Slowakisch, die Bedienung nicht Deutsch. In dieser Gegend ist man auf ausländische Besucher_innen nicht eingestellt. Ich bestelle auf gut Glück die erste auf der Karte angeführte Speise, Bryndzové halušky – und werde angenehm überrascht. Es handelt sich dabei um Nockerln mit Schafskäse und Speckwürfeln, eine slowakische Spezialität, wie ich später erfahre. Sie schmeckt sehr gut. Und das Bier sowieso.

Inzwischen ist die Sonne herausgekommen, und mit ihr die Leute. Viele gehen am Chorvátske rameno, einem toten Donauarm, spazieren. Das Schilf am Uferand kontrastiert aufs Schönste mit den kompakten Bauten. Ein Angler hält seine Rute in das nicht sehr sauber wirkende Wasser. Große Leidenschaft mag ihn antreiben – oder große Verzweiflung.

Ich werde positiv überrascht. Eine Betonwüste hatte ich erwartet und erlebe einen recht grünen und weitläufigen Bezirk, der überaus ruhig wirkt. In Wien wohnen 5,2 Prozent aller Einwohner_innen in Plattenbauten, in Bratislava immerhin 80 Prozent.

Alle Menschen sollen den gleichen Wohnstandard haben, unabhängig von ihrem Beruf und Status. Arbeiter_innen und Ärzt_innen sollen Tür an Tür wohnen. So lautete einmal das Ziel, die programmatische Ausrichtung, der bis heute etwas Sympathisches anhaftet.

Die große Enttäuschung erlebe ich erst, als ich die Donau überquere und wieder in die Altstadt komme. Eine mehrspurige Autobahn zerschneidet den historischen Kern! Und die Lokale haben hier Ständer vor ihren Eingängen aufgestellt, auf denen sie auf Deutsch mit «Slowakischen Spezialitäten» werben. Nein, Überraschungen lassen sich da nicht machen. Und die Bierpreise sind doppelt so hoch wie in der Vorstadt. ◀





Gaudenzdorf: der Ausgangspunkt von Georg Danzer

Hupf in Gatsch. Alles Zone hier?

Gaudenzdorfer Gürtel 47: Georg Danzer, dessen theoretischer «Siebziger» heuer noch vielerorts ein Thema sein wird, wuchs hier auf. Seinem Elternhaus widmete er zwei Jahre vor seinem frühen Tod ein Lied. Auch seine Herkunft Gaudenzdorf soll an dieser Stelle gewürdigt werden, findet Karl Weidinger (Text und Fotos).

«**A**m Gürtl staut si' da Berufsverkehr, I hear a Straßenbahn von weit weit her. I steh am Fenster und bin 14 Joahr und hättert so gern lange Hoar», singt der im Jahre 2007 mit nur 61 Jahren verstorbene Barde auf dem Album «Von Scheibbs bis Nebraska». Gegen Meidling hat er sich – im Gegensatz zur Kiste Austropop – nie gewehrt.

Vor Ort tobt der Gürtelverkehr um die Hunde-, Basketball-, Fußball- und Beachvolleyballzone. Alles Zone hier – auch im Käfig. Verkehr hat Vorrang. Fliegt ein Ball raus, ist die Hölle los. Auch wenn «Freedom», also Freiheit, mit farbigem Lichtschlauch am Gatter steht.

Die «Straßenbahn von weit her» bezieht sich auf die Tram-Linien 6 oder 18. Der Mittelstreifen fiel so breit aus, weil die Stadtbahn (heute U6) vom Westgürtel (Westbahnhof) zur Südbahn

weiterführen sollte. In dieser Gegend war das Klima immer schon etwas rauer als an anderen Orten, wie etwa dem Meidlinger Tivoli, wo sich die bessere Gesellschaft vergnügte.

Gaudenzdorf krallte sich am Wienfluss fest. Namensstifter war der Kirchenfürst Gaudentius Andreas Dunkler. Die Industrialisierung schuf 1855 Jobs im Gaswerk. Fabriken folgten, stellten Seifen und Kerzen her. Rund um den Wienfluss siedelten sich Manufakturen an, die hochgiftige Gerbereien betrieben. 1866 wurde die erste Gewerkschaft in Gaudenzdorf gegründet, und es wurde etwas friedlicher, weil organisierter.

Inschrift: In diesem Haus lebte und starb Otto Glöckel (1874–1935). Er war der bedeutendste österreichische Schulreformer des 20. Jahrhunderts.

Otto Glöckel wurde 1874 geboren. Er forderte 1911 eine strenge Trennung von Religion und Schule. Als Gegner von Bildungsprivilegien trat er für die Gesamtschule ein und kämpfte gegen die kirchliche Vormachtstellung. Von den Austrofaschisten wurde er nach der Februarrevolution 1934 (an der Glöckel nicht beteiligt war) in seinem Büro des Stadtschulrates im Palais Epstein verhaftet und ins Anhaltelager Wöllersdorf gebracht. Glöckel überlebte die Inhaftierung nur unwesentlich und starb wenig später an den Folgen an seinem Wohnort, dem Haus am Gaudenzdorfer Gürtel 47.

Im selben Haus erblickte Georg Danzer 1946 als Sohn eines Magistratlers und einer Angestellten das Licht der Vorstadtwelt. Nach seiner Matura trampelte er durch die Lande. Vom Autostopp zum Austropop, sozusagen.

Oder «Von Scheibbs bis Nebraska». Im Bonus-Track mit der Nummer 13 dieses Albums erinnert sich Danzer, nur von der akustischen Gitarre begleitet, an seine Kindheit hier.

«Der Himmel dehnt si so unendlich weit, der Sommer spinnt a Netz aus leerer Zeit. I les a Buach, des i no ned versteh, und irgendwia tuat alles weh. I hab a Radl, des is no ausn Kriag, und wann i damit durch die Gassn fliag, bin i so frei wia a verirrte Taubn und möcht an alles Guade glaubn.»

Prophetische Worte. Zu Danzers Zeit gab es die Tschick-Arretierer. Bedürftige, die Zigarettenstummel mittels eines zugespitzten Stocks aufsammelten. «Tschick» handelt vom Alltag eines Obdachlosen. Mit rau verstellter Stimme verherrlichte er auch seine eigene Sucht. Diese Heroisierung eines Außenseiters war für manch tugendhafte Zeitgenossen geradezu skandalös. Bis zum Durchbruch mit «Jö schau, so a Sau» war es noch weit. Und Danzer schrieb mehrere Soundtracks zu «Kottan ermittelt» und spielte darin mehrmals als Stricher bzw. Transvestit mit. Und nicht nur das, er übersetzte Bücher aus dem Spanischen,





blieb aber immer vorstädtisch bescheiden – wie die ganze Gegend hier.

Ein Suchender oder gar ein Flüchtender?

«Hupf' in Gatsch», «Fett wie a Radierer», «Ruaf mi net an» oder der legendäre «Wiexerblues» waren einige akustische Landmarken, die er auf etwa 400 Liedtexten setzte. In den letzten Lebensjahren machte er durch sein Mitwirken bei «Austria 3» und durch sein umstrittenes Album «13 schmutzige Lieder» von sich reden. Aber auch Texte, getragen von Melancholie und Trostlosigkeit. Wie den Song «Graue Herren», in dem er den Selbstmord seines Vaters thematisierte.

«Oba na, i bin ned ängstlich, weu i hab a Grundvertraun. Dass wem gibt, der's mit mir guad mant und der wo scho auf mi' schaut. Und tief drinnen bin i sicher, es fangt grad was Neues an – des ghört mir, a wann i's ned begreifen kann.»

Georg Danzer hatte hier seinen Ausgangspunkt in die Welt und kehrte etwa 15 Jahre vor seinem Tod nach Wien zurück, spielte gemeinsam mit Ambros & Fendrich etliche Konzerte zugunsten Obdachloser. Zur Jahrtausendwende



**Alles Zonen: Ballsportzone, Hundezone – Mensch und Tier sicher verwahrt im Drahtverhau (Bild oben und Mitte)
Unten Prolozone, oben Penthousezone: Das Dach saniert, der Aufzug kommt, Bestand an Altmieten aufgelöst (Bild unten)**

übernahm er den Vorsitz von SOS Mitmensch, weil er sich immer schon gegen Fremdenfeindlichkeit und Rassismus engagierte.

Der «Danzer-Schurli» gab vielen Orten einen Namen, seinen Namen. Das erste Georg-Danzer-Haus für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge wurde 2015 in Wien-Döbling eröffnet. Zwei weitere wurden in Oberlaa und Stockerau eröffnet. Und seit 2009 trägt die Donaubrücke der Wiener U6 den Namen Georg-Danzer-Steg.

Das Ehrengrab der Stadt Wien, wie es Künstler_innen seines Rangs gebührt, hatte er dankend abgelehnt. Vor Vereinnahmung nahm er zu Lebzeiten Reißaus. Gaudenzdorf blieb ein Teil von ihm. Auf seinem Elternhaus ist die Gedenktafel für Otto Glöckel angebracht. Aber das wird sich bald ändern, an dieser unscheinbaren Nachtautobus-Haltestelle. Denn die Aufwertung der Region ist schon im Gange.

«Die Sunn geht unter hinterm Nachbarhaus. Mei' Vater rechent si' sei' Taschengeld aus. Mei' Mutter kummt grad von da Arbeit ham. Und i verlier' mi' in an Tram.» («Gaudenzdorfer Gürtel 47», © Georg Danzer, 2005) ◀

Eine kleine Augustin-Museologie, Teil 8: Das Museum of Broken Relationships in Zagreb

Die Kollektion der gebrochenen Herzen

Im Zentrum von Zagreb steht das Museum der zerbrochenen Beziehungen. Klingt kitschig? Ist es aber nicht. Lisa Bolyos (Text und Fotos) ist südwärts gefahren, um sich die Relikte vergangener Liebesgeschichten aus der Nähe anzuschauen und dem Museum bei der Gelegenheit ein Sammlungsstück zu überbringen.

Wenn man sich in Zagreb nicht gut auskennt, ist man der touristischen Innenstadt schnell ausgeliefert. Ein Lichtblick ist, sozusagen im ersten Stock der Stadt, der Dolac-Markt, an dem frühmorgens Gemüse, Käse und Blumen verkauft werden und an dessen Rand man sich, als würde man dazugehören, in ein unaufgetakeltes Kaffeehaus setzen und den Bauern und Händlerinnen zuschauen kann. Noch ein paar Höhenmeter weiter oben, in der Ćirilometodska ulica, beste Innenstadtlage, ist in einem barocken Gebäude das «Museum for Broken Relationships», kurz: «Brokenships», untergebracht. Davor hat das Haus eine Gaststätte beherbergt. Heute sind darin Objekte und ihre Geschichten ausgestellt, Reminiszenzen vergangener Liebesverhältnisse.

Was Frankie Lane mit einem Plüschhasen gemeinsam hat

Zweck der Reise ist nicht allein, das «Museum of Broken Relationships» zu porträtieren, sondern, zu gleichen Teilen, einen Kunsttransport zu bewältigen. Zwei Schallplatten aus der Sammlung der Mutter der Autorin und ihrer Reisebegleitung, signiert von einem Verliebten aus lang vergangenen Jahrzehnten, sollen den Weg nach Zagreb machen: Eine 7-Inch von Frankie Lane («Hell bent for Leather!») und eine wunderschön gefertigte, mit dickem Booklet versehene «Magical Mystery Tour» der Beatles.

Das Sammlungsprinzip des Museums der Beziehungen, die keine mehr sind, besteht darin, dass die Stifter_innen symbolbehaftete Gegenstände loswerden, um den mal mehr, mal weniger unliebsamen Abschied zu finalisieren. Ende des Gejammers! Was passé ist, ist passé. «Im Mittelpunkt steht der Akt der Selbsterleichterung, der Moment, in

dem man sich schließlich entscheiden kann, loszulassen», sagt Ivana Družetić, die seit der Gründung des Museums im Haus arbeitet – zuerst an der Rezeption, heute in der Sammlung und der Außenkommunikation.

Auf einem bilateralen Konflikt des Loslassens beruht auch die Gründungsgeschichte des Hauses. Wer bekommt den Hasen?, könnte sie betitelt sein: Olinka Vištica und Dražen Grubišić, beide der Kunstszene verhaftet, besitzen aus einem Grund, der ihnen vorbehalten sei, einen aufziehbaren Plüschhasen. Sie beschließen, ihn auf all ihren Reisen mitzutragen und vor lokalspezifischer Kulisse zu fotografieren. Der Hase kommt bis Kabul, dann beenden sie ihre Liebesbeziehung. Als es ans Aufteilen der gemeinsamen Reliquien geht, wird der Hase zum großen Fragezeichen. Wem steht er zu? Wer kann für ihn sorgen? Also erspinnen die beiden Kunstnasen eine Idee: Der Hase wird als Symbol der beendeten Beziehung ausgestellt. Andere Künstler_innen, frisch getrennt, schließen sich an. Eine erste Ausstellung entsteht und ist so erfolgreich, dass die Initiator_innen beschließen, weiter zu sammeln. Heute beherbergt die 2006 begonnene «Brokenship»-Sammlung rund 2000 Gegenstände; vom Stöckelschuh bis zur Schnapskarte, vom Gartenzwerg bis zu den Mikrowellenpopcorn. Vor kurzem wurde dem Museum, eher unhandlich, auch ein Auto angeboten, erzählt Družetić, einmal stand eine Waschmaschine zur Diskussion, ein andermal ein Konzertpiano. Gesammelt wird auf zwei Arten: Über ein Onlineformular kann man Gegenstände und Geschichten anmelden und sie



dem Museum überantworten. Auf diese Art werde die Sammlung im Schnitt um ein Objekt pro Tag erweitert, so Ivana Družetić. Wenn die Ausstellung auf Reisen geht, was sie mehrmals pro Jahr rund um die Welt tut (als nächstes stehen Köln und Helsinki auf dem Programm), wird im Vorfeld am Ausstellungsort aufgerufen, die Sammlung um lokale Geschichten und Objekte zu erweitern. «Wir stellen alles aus, was wir an den jeweiligen Orten bekommen. In Basel wurde uns sogar ein Bett geschenkt, das stand dann draußen vor dem Museum und hat zur Ausstellung eingeladen. Einzig als wir in Mexiko waren, mussten wir aus den Angeboten auswählen – eintausendfünfhundert Geschichten sind da eingetrudelt, das war eine Zahl, die uns schlicht überfordert hat.» In Österreich hat das «Brokenship» bisher noch nicht angelegt.

Lover kann man viele haben ...

Ein typisches Stifter_innen-Profil gebe es nicht, sagt Družetić, im Verhältnis 2:1 seien jedoch weit mehr Frauen darunter; die Mehrzahl der ausgestellten Liebesbeziehungen hat sich zwischen Männern und

In diesem Museum soll auch meine Beziehung enden





Manche Liebesgeschichten waren gestern, manche sind ein halbes Jahrhundert her. Im Museum in Zagreb sind sie alle gut aufgehoben

Frauen abgespielt, in jedem Ausstellungsraum erinnert aber zumindest ein Objekt an ein gleichgeschlechtliches Herzweh; der einzige Nachbau im «Brokenship» ist eine Extasy-Tablette aus Amsterdam – das kroatische Gesetz verbietet die Ausstellung des Originals.

Wer sich (wie ich) das ganze Museum als eine weinerliche Kitschgalerie vorgestellt hat, hat weit gefehlt! Es kann höchst erhellend sein, zu erfahren, wie Menschen mit dem Ende von Beziehungen umgehen – ironisch, trauernd, lachend, gleichgültig, gekränkt, erleichtert. Manche nützen das Museum, um eine lustige Geschichte zu erzählen; andere, um sich erfolgreich zu verabschieden; manche vielleicht, um einen Gruß in die Welt zu schicken. Aber natürlich gibt es auch Erzählungen, die sich jedem Lachen entziehen. Vor allem in dem Raum, der den Trennungen zwischen Eltern und Kindern gewidmet ist, hat die alles über Bord werfende Trauer Platz. «Über die Jahre ist uns klar geworden, dass das eine der ernsthaftesten Formen der Trennung ist. Lover kann man im Leben ja viele haben, aber Eltern hat man meist nur einmal.» Eine Wäscheklammer aus Holz erinnert an eine Mutter, die die Angewohnheit hatte, die Klammern beim Wäscheaufhängen zwischen den Lippen zu halten: «It was a habit I thought / old fashioned, unnecessary; / a housekeeper's way», schreibt in einem Abschiedsgedicht das erwachsene Kind nach dem plötzlichen Herzinfarkt der Mutter. Ein sehr junger Erwachsener



setzt mit einem Brief, «den du ohnehin nicht lesen möchtest», einen endgültigen Punkt unter all die Versuche, den Vater, der ihn verlassen hat, an sich zu binden. Ein MP4-Player liegt da mit der minimalistischen Aufschrift: «7 Jahre alt, Bamako/Mali. Erinnerst mich an meine Mutter.»

Es gibt Geschichten von Liebsten, die im Krieg gegen den Irak ermordet wurden; von solchen, die den Freitod gewählt haben oder dem Gebrauch harter Drogen erlegen sind. Aber auch ganz freundliche Geschichten wie die von der ersten Liebe einer zwanzigjährigen Londonerin nach ihrem Coming-out, der sie ein kleines Schmuckstück kaufte – zu spät: «Bevor ich es ihr geben konnte, hatte sie mich schon wieder verlassen.» Da hängt die Zehn-Punkte-Liste, mit der jemand seine Angehimmelte davon abhalten wollte, nach Australien zurückzuziehen: «Punkt vier:



Ich habe gehört, dass Australien sowieso innerhalb der nächsten zwei Monaten davongeweht wird.» Das war scheinbar nicht sehr überzeugend, unter «Beziehungsdauer» ist knapp vermerkt: «3 Wochen». Eine Frau, die durch die überraschende Trennung zur alleinerziehenden Mutter wurde, ließ sich zur täglichen Erinnerung an ihr eigenes Empowerment ein Keramikschild herstellen: «Besser allein als in schlechter Gesellschaft», steht auf Spanisch darauf geschrieben. Auch eine Axt ist ausgestellt, mit der die Möblage einer Berliner Wohnung erledigt wurde – «aus therapeutischen Gründen», beschwichtigt die Erzählerin; man ist insgeheim trotzdem dankbar für jede einzelne all dieser stinknormalen Trennungen, die man hinter sich hat.

Hinter der «Wand der Bekenntnis» können die Besucher_innen sich schließlich selbst verewigen. Eigentlich ist der Platz dafür gedacht, Trennungsgeschichten zu erzählen, genutzt wird er eher als Gästebuch. Jene Inschrift, die den Zweck des Museums wohl am besten zu bestätigen weiß, kommt von einer jungen Schreiberin aus Kanada: «Ich bin zwanzig Jahre alt und hatte noch nie eine ernsthafte Beziehung. Ist es komisch, wenn ich will, dass meine erste richtige hier in diesem Museum endet?»

Auf zu neuen Ufern!
Im Museum der Beziehungsrelikte kann man dem Herzschmerz auf Nimmerwiedersehen sagen



Museum of Broken Relationships
Čirilometodska ulica 2
10000 Zagreb
<https://brokenships.com>



«Eine Chance»

Josef Cser hat im Gemeindebau ebenso wie im Boxing vor allem eines im Auge – die Fairness. Von Uwe Mauch (Text) und Mario Lang (Foto)

In die Goschn hauen! Selbstverständlich kennt er diesen uralten Wiener Kraftausdruck. Immerhin ist er in Praternähe aufgewachsen, immerhin hat er jahrelang fünf Mal pro Woche in einem Boxclub trainiert. Er haut nur selbst niemanden in die Goschn. Und es muss schon allerhand vorgefallen sein, dass ihm überhaupt ein Kraftausdruck auskommt.

Training beim Boxclub Wien in einem der Zwischenräume des Happelstadions. Es riecht nach ehrlichem Schweiß und viel benutzten Boxhandschuhen. Josef Cser agiert hier als ehrenamtlicher Präsident. Er trägt das nicht vor sich her, aber er ist auch ein international anerkannter Ringrichter.

Doch noch immer muss er hinnehmen, «dass wir Boxer dumme, dumpfe Hinhauer sind». Er hält entgegen: «Ja, es stimmt, wir hauen uns im Ring in die Goschn, aber wir würden nie dem Gegenüber absichtlich auf die Zehen steigen. Fairness ist in unserem Sport oberstes Gebot.»

Gegen das Klischee ringt der 52-jährige Wiener auch im Gemeindebau. Josef Cser ist Mitbegründer und Leiter der «wohnpartner». Seine Leute, mehr als 150 heute, bemühen sich seit Jänner 2010 um ein gutes Klima in den 2000 städtischen Wohnhausanlagen mit 500.000 Bewohner_innen.

Krawallmedien und Krawallpolitiker_innen haben das Image des sozialen Wohnbaus in Wien, der von Fachleuten der Stadtforschung, Architektur und Kommunalpolitik weltweit als vorbildlich bewertet wird, ordentlich ramponiert. Dazu kommt, dass vor jedem Wahlkampf ein Kampf um den Gemeindebau ausgerufen wird.

Der oberste Wohnpartner kennt die Folgewirkungen: «Wenn ich erzähle, wo ich

arbeite, sagen neun von zehn Leuten: Na bumm, da hast' sicherlich viel Arbeit.»

Interessanterweise kennen sich beim Boxen ebenso wie beim Thema Gemeindebau alle aus. Und am besten kennen sich jene aus, die selbst noch nie einen Boxing oder einen Gemeindebau von innen gesehen haben.

Doch die Defensive ist dem Boxfan Cser gar nicht unangenehm. In die Ecke gedrängt, läuft er gerne zur Höchstform auf. So hat er, der weder ein brillanter Hauptschüler noch ein leidenschaftlicher Tischlerlehrling war, alle in seiner Familie auf dem falschen Fuß erwischt, als er im zweiten Bildungsweg, parallel zu seiner Arbeit das Jusstudium erfolgreich abschloss. Heute lächelt der spätberufene Magister: «Ich habe zuvor niemandem außer meiner Mutter von meinen Anstrengungen erzählt.»

Der Knackpunkt in seinem Leben war ein Vorstellungsgespräch in der Mietervereinigung: «Die haben damals Leute gesucht. Ich war schon Ende zwanzig und hatte auch keine Ahnung vom Mietrecht. Dennoch habe ich eine Chance bekommen. Und war erstmals in meinem Leben Feuer und Flamme.» Aus gutem Grund: «Ich konnte Menschen in einer akuten Notsituation unmittelbar helfen und bekam für meine Arbeit sofort eine Rückmeldung.»

Sein soziales Engagement blieb im Rathaus nicht unentdeckt: Erst durfte er die Arbeit der Gebietsbetreuungen koordinieren, später erhielt er die Chance, innerhalb der städtischen Verwaltung ein neues kommunales Nachbarschafts-Netzwerk aufzubauen.

**Unparteiischer:
Josef Cser will das
Klima in dieser
Stadt verbessern**



Lokalmatador_innen sind Menschen, die zum Gelingen der Stadt beitragen. Seit Jänner 2000 erscheinen ihre Porträts in jeder Ausgabe des Augustin.

«Das war nicht Malen nach Zahlen», sagt Josef Cser. «Es gab keine Vorbilder. Doch es war von Anfang an schnell klar, dass wir mehr auf die Sorgen der Menschen eingehen müssen.» So entstanden aus konkreten Beschwerden von Mieter_innen konkrete Projekte: Als sich ein Mieterbeirat in Favoriten beschwerte, dass die «Neuösterreicher» nicht grüßen können, wurde er postwendend zum ersten Sonderbotschafter im Gemeindebau ernannt und mit ihm die Aufklärungsaktion «Willkommen Nachbar» gestartet.

Als im Hof eines Gemeindebaus in der Donaustadtstraße ein Kulturkampf auszubrechen drohte, in der einen Ecke ältere Damen und Herrschaften, die nach Ruhe verlangten, in der anderen Ecke Kinder mit Migrationshintergrund, wurde mit allen Beteiligten eine Hof-Charta erstellt. Nicht zu überhörendes Unbehagen stand auch am Beginn eines Schachturniers für Gemeindebaumieter_innen, das inzwischen wienweit ausgetragen wird. Ebenso führten Misstöne zur Gründung des 1. Wiener Gemeindebauchors. Eine weitere Spezialität sind die Bewohner_innenzentren, in denen die Bewohner_innen selbst entscheiden, wie sie die zur Verfügung gestellten Räumlichkeiten nützen möchten.

Klar gibt es unter den 500.000 im Gemeindebau weiterhin Wickel. Josef Cser streitet das gar nicht ab, er wehrt sich aber gegen die Behauptung, dass im Gemeindebau Mord und Totschlag Tür an Tür wohnen. Seine Analyse basiert auf Erfahrung: «Jeder Konflikt ist ein Ersuchen um Veränderung, auch ein Schrei nach Aufmerksamkeit.» Wichtig ist ihm der Hinweis, dass die «wohnpartner» selten als Streitschlichter auftreten müssen: «Die Konfliktzahlen sind markant zurückgegangen: Von 5000 im Jahr 2010 auf 3500 im Vorjahr.»

Heute noch dankt der Ringrichter seinen Boxtrainern, die ihm das faire Miteinander nähergebracht haben: Sei fair zu deinen Mannschaftskollegen! Respektiere auch deinen Gegner im Boxing! Heute gibt der Sportsman seinen eigenen Leuten, den Mieter_innen und den Boxer_innen bei Turnieren von Anfang an zu verstehen: «Man kann hart in der Sache verhandeln, aber man muss dabei immer den Mitmenschen in seinem Gegenüber sehen.» ◀

Liegen gelassen: «Wherever I lay my hat, that's my home.»

In diesem Sinne begibt sich Mario Lang auf Reisen. Die Souvenirs bleiben in den Regalen, stattdessen lässt er an ausgewählten Plätzen ein Stück von sich zurück.



Dezember 2004, Neapel, Schnürstiefel

Eine romantische Stimmung in einer chaotischen Stadt. Die Schnürstiefel glänzen im Gegenlicht der Via Partenope. Im Hintergrund drängt das Castel del'Ovo in Richtung Meer. Der Schein trägt. Tags darauf stürmt das Tyrrhenische Meer, anstatt des Schlendrians türmen sich die Wassermassen. In Neapel geht das Schauspiel noch glimpflich aus, im Indischen Ozean kommt es zu einer der schlimmsten Tsunami-Katastrophen.

nachbarinnenstadt

Vierzehn gute Fragen

Vor ein paar Wochen bekam ich von einer Freundin ein Mail weitergeleitet. 14 Fragen «an besorgte Bürger» auf der Website des Deutschen Gewerkschaftsbunds Bayern. *Haben Sie eine eigene Wohnung? Haben Sie ausreichend zu essen? Haben Sie Zugang zu sauberem Trinkwasser? Schlafen Sie im eigenen Bett?* Dass mein Bett in meiner Margaretner Wohnung steht, hat wesentlich damit zu tun, dass meine Eltern entschieden haben, sich in diesem Land zu vermehren oder ich das Privileg an diesem Ort, in dieser Zeit (mittel-)groß zu werden, (lang) studieren und heute elf der 14 Fragen mit Ja und drei mit Nein beantworten zu können. Haben oder hatten Sie Zugang zu kostenloser

Bildung? *Haben Sie eine bezahlte Arbeit oder beziehen Rente, Pension, Grundsicherung oder Unterstützung bei Arbeitslosigkeit? Sind Sie krankenversichert? Bei Ärger mit Behörden können Sie vor Gericht gehen? Dürfen Sie Ihre Regierung frei und geheim wählen? Dürfen Sie Ihre Religion frei ausüben oder ablehnen?*

Besorgte Europäer_innen wollen offene Grenzen, um in die Welt zu reisen. Sind sie zu Hause, wollen viele von ihnen gut geschützte und scharf bewachte Grenzen. Aber Grenzen, die nur in eine Richtung offen sind, die gibt es nicht. Oder Grenzen, die nur Waren-LKWs frei verkehren lassen, aber keine Menschen. Es ist ein alter Hut, aber funktioniert noch immer: «Fremde Kulturen» sind so lange interessant, solange sie in der Ferne bleiben. Kommen sie, die Fremden, zu uns, dann werden sie «unseren» Werten,

«unseren Frauen», unseren Schwänen* gefährlich. Die 14 Fragen rütteln die Sorgen, die, wie es gemeinhin heißt, ernst genommen werden wollen, ein wenig zurecht.

Sind Menschenrechte abhängig von der Staatsbürgerschaft? Wenn wir alle gleich geboren, dann haben wir – und sie – mithin das gleiche Recht, überall auf der ganzen Welt zu leben, dann geht es um «Welt teilen», wie die französische Philosophin Luce Irigaray sagt. Drei Fragen bin ich Ihnen noch schuldig: *Müssen Sie frieren? In Ihrer Wohngegend fallen keine Bomben? Geht es Ihnen wirklich schlecht?* Worüber beklagen wir uns?

*Aufklärung über falsche Gerüchte über Asylsuchende <http://hoaxmap.org>

Martina Handler

Klartext in Sachen internationale Politik, Kultur und Entwicklung.

Lassen Sie sich berühren von der Dynamik in den Ländern des Globalen Südens, und engagieren Sie sich mit uns für ein neues, faires Verhältnis zwischen Nord und Süd.

Bestellen Sie jetzt Ihr gratis Südwind-Magazin-Probeheft!

Südwindmagazin
Internationale Politik, Kultur und Entwicklung



Gratis Probeheft bestellen!

Im Gespräch mit Al Cook, 71, Bluesmusiker mit «Goldenem Verdienstzeichen»

Alois Koch got the Blues

Al Cook, Jahrgang 1945, gilt als der verdienstvollste Bluesmusiker des Landes. Anlässlich seines 71. Geburtstags feierte Al Cook kürzlich seinen «Great Birthday Jamboree» (mit Konzert und Live-Band) und verabredete sich einige Tage später mit **Al Bird Sputnik (Text) und Mario Lang (Fotos)** zum Interview. Ein Porträt über 50 Jahre im Zeichen des «Working Man Blues».

Seine musikalische Sozialisation erfuhr der gelernte Feinmechaniker Al Cook (alias Alois Koch) mit den Kinofilmen von Elvis Presley im Wien der frühen 1960er Jahre. Nach dem Erwerb seiner ersten Konzertgitarre 1963 und ruhm- wie glücklosen Auftritten als halbwüchsiger Rock-'n'-Roll-Performer entdeckte er schließlich den Blues. Rein zufällig. «Das war eine Umweg-Geschichte», vergegenwärtigt er sich heute im Gespräch. «Als mir klar wurde, dass es mit dem Rock 'n' Roll nichts werden würde, habe ich nach etwas Neuem gesucht. Ich wollte mein Leben der Musik widmen. Anfangs aus sozialen, später aus künstlerischen Gründen. Eines Tages hatte mein Nachbar sein Fenster offen und hat dabei ein Tonband gespielt mit Aufnahmen, wie ich sie bis dahin noch nicht gehört hatte, und die mich sofort fasziniert haben. Ich bin zu ihm raufgegangen und hab ihn gefragt, was das für eine Musik ist.»

Auf Anraten des selbigen Nachbarn besuchte er einen auf obskure Schallplatten

spezialisierten Laden in der Wollzeile, in dem er die historischen Blues-Wiederveröffentlichungen des umtriebigen Wiener Archivars und Musikproduzenten Johnny Parth auf dessen Label «Roots Records» entdeckte (siehe Porträt in Augustin Nr. 404.). «Wichtige Lehrmittel», wie Cook anmerkt, der zu diesem Zeitpunkt freilich längst mit dem Blues-Virus infiziert war. Wie ein Besessener studierte er das Werk archaischer Genre-Größen wie Robert Johnson oder Blind Lemon Jefferson, um deren Songmaterial zu verinnerlichen und mit den zur Verfügung stehenden Möglichkeiten – Gitarre und Gesang – autodidaktisch zu imitieren. Geübt wurde täglich fünf bis acht Stunden.

Wie ein anachronistischer Fisch im Wasser

Der beträchtliche Arbeitsaufwand machte sich bezahlt, als der eigensinnige Außenseiter mit Ende der 1960er-Jahre bereits die gängigsten Genre-Spielarten des Blues beherrschte und sich fortan nur mehr «Al Cook» nannte. Kontinuierlich entwickelten sich seine Live-Shows zum Geheimtipp einer florierenden Wiener Folk-Szene, die schon derart charismatische Recording Artists wie Jack Grunsky, die Milestones oder die Worried Men Skiffle Group hervorgebracht hatte. Bemerkenswerterweise verlief die Karriere des Al Cook aber dennoch völlig gegen den Zeitgeist: Allein schon der anachronistische Teddy-Boy-Look, den er selbstbewusst zur Schau stellte

– mitsamt spitzem Schuhwerk, weiten Sakkos und glänzender Pomade im Haar – wirkte wie ein Relikt der 1950er Jahre und schien unvereinbar mit Hippie-Mode-Trends jener Tage. «Auch unter meinen Arbeitskollegen war ich damals irgendwie ein Alien», vergegenwärtigt sich der Bluesmusiker. «Doch wenn ich auf der Bühne gestanden bin, hab' ich mich sicher gefühlt und gemerkt: Da ist eine Wand, wo sich die meisten ander'n Leute ned rauftrauen. «Kummt's auffe und macht's des, was i mach!» – das war meine Sicherheit. Auf der Bühne war ich ein Fisch im Wasser.» Gleichzeitig war Cooks Auftreten nie aufdringlich oder polternd, sondern stets präzise, unauffällig und auf das Wesentliche reduziert. Umgeben von einer Aura des Unnahbaren und geschützt vom heiligen Blues, hatte er hier ein Genre für Österreich adaptiert, in dem er über alle Szenenzusammenhänge hinaus der unumstrittene König war. Und übrigens auch bis heute geblieben ist.

Keine Verhunzungen

Als sich die Beatles gerade auflösten und progressive Rockbands als Non-Plus-Ultra des internationalen Pop-Geschäfts gehandelt wurden, ja sogar kommerziell reüssierten, fand der damals 25-jährige Cook auch erstmalig den Weg in eine größere mediale Wahrnehmung. Die renommierte Wiener Plattenfirma Amadeo, eine Tochter des US-amerikanischen Vanguard-Konzerns veröffentlichte im November 1970 seine Debüt-LP «Working Man Blues», die mit elf selbstkomponierten Nummern überzeugen konnte. Ungeachtet der positiven Resonanz im heimischen Feuilleton, blieb er selber jedoch erwartungsgemäß skeptisch. Als Schellack-Sammler und Kenner des authentischen Blues-Sounds der 1920er- und 30er-Jahre, erschien Cook sein im Austrophon-Studio produziertes Album als «zu sauber».

Mehr noch: Als ein österreichischer Journalist dem gefeierten britischen Musiker und Szene-Dandy Alexis

Auch wenn ich nie wieder eine Platte machen würde: Zum Erdäpfel-Fressen reicht's





Korner anlässlich eines Interviews die LP «Working Man Blues» vorspielte, zeigte sich der Engländer derart beeindruckt, dass er den Wiener prompt kennenlernen und zu einer gemeinsamen Recording Session einladen wollte. Al Cook jedoch lehnte das Angebot ab und verzichtete auf die Möglichkeit, sich mit Korner und dessen einflussreicher Szene zu vernetzen. Das Risiko, von einer kommerziellen Schallplattenindustrie vereinnahmt und als glattgebügelter Popmusiker wieder ausgespuckt zu werden, war ihm damals zu hoch: «Ich will bis heute nicht, dass meine Musik ins Poppige oder Rockige verhunzt wird. Ich mach bei so was nicht mit. Auch, wenn ich nie wieder in meinem Leben eine Platte mache. Zum Erdäpfel-Fressen reicht's immer noch.» Es sind genau diese Geschichten, die

das integrale Schaffen des Al Cook am treffendsten charakterisieren. Tatsächlich wird hier eine nahezu spirituelle, völlig uneitle Mission sichtbar, deren Erfüllung oberste Priorität in allen Lebensentscheidungen des Alois Koch gehabt hat und immer haben wird: die Bewahrung eines authentischen Blues-Sounds. Ohne Kompromisse.

White King of Black Blues

Der heute 71-jährige Al Cook sitzt mir in der Konditorei Neunteufl im 3. Bezirk gegenüber und erzählt Geschichten aus seinem Leben: von seinen ersten Berührungen mit den Aufnahmen von Blind Lemon Jefferson, Auftritten mit den Schmetterlingen im Atlantis-Club oder einer Konzertreise mit dem blutjungen Wolfgang Ambros. Es sind

Geschichten, die er vermutlich schon oft erzählt hat, für die er sich aber dennoch die nötige Zeit nimmt. Als eine Frau am Nebentisch meinen Gesprächspartner um ein Autogramm bittet, wird die stille Bewunderung, die im Raum liegt, deutlich spürbar. Der «White King of Black Blues», wie ihn die Presse nach rund fünfzehn Album-Veröffentlichungen nennt, weiß um seine Wirkung. Seit fünfzig Jahren kultiviert der Privatmensch Alois Koch nun die Marke Al Cook, ebenso den Klang seiner Slide-Gitarre und den archaischen Kehlkopf-Gesang, der einem die Gänsehaut über den Rücken jagt. Den Menschen, die's interessiert, erzählt er Geschichten. In seinen Songs, wie auch im realen Leben. Die Geschichten, die Al Cook erzählt, sind zeitlos und brauchen Zeit, um sich zu setzen. ◀

Al Cook, König des österreichischen Blues: unten links mit Roosevelt Sykes (1974), oben zu seinem 71er im Schutzhaus Zukunft



AL BIRD SPUTNIK ist freier Autor, DJ und Betreiber des Kulturvereins Trash Rock Archives zur Erforschung österreichischer Pop-Geschichte («Schnitzelbeat»).

www.trashrockarchives.com

www.alcook.at

Festival: improvisierte Bühnenarbeit mit improvisiertem Budget

Theater spontan

Was haben HipHop, Jazz und Mac-Gyver gemeinsam? Alle drei verwenden die Technik des Improvisierens, um zu verblüffenden Ergebnissen zu gelangen. Auch das Improtheater lebt von der Spontaneität der Schauspieler_innen und den Impulsen der Zuschauer_innen. Christine Ehardt ließ sich erzählen, wie man das Improvisieren erprobt.

Das «Theater der Unterdrückten» des Brasilianers Augusto Boal ist eine der bekanntesten historischen Impro-Formen. Eine andere wichtige Entwicklungslinie der Theaterimprovisation kommt aus dem angloamerikanischen Raum mit den Schauspiellehrer_innen Viola Spolin und Keith Johnstone, die vor allem das Spielerische am Improvisieren betonen. Heute wird Improtheater vor allem als Freizeitunterhaltung und weniger als gesellschaftskritische Intervention wahrgenommen. Der neueste Trend sind Workshops und Vorträge, die die (Schauspiel-)Kunst des Improvisierens als Lebensphilosophie oder Mittel der Unternehmensinnovation verkaufen (der Improkünstler Dave Morris präsentiert in seinem TED Talk «The way of Improvisation» Techniken des Improvisierens als smarte Lebensregeln).

Improvisieren ohne Förderung

In Österreich gab es immer wieder Bestrebungen, Improtheater zu etablieren, der letzte größere Anlauf fand erst vor wenigen Jahren statt. Magdalena Haftner von der Improtheatergruppe «artig» hat den Boom der Improvisationstheaterbewegung Ende der Nullerjahre in Wien live miterlebt. Damals war Spontantheater plötzlich wieder angesagt. Vor allem Student_innen entwickelten Theaterabende und gründeten eigene Gruppen, so ist auch «artig» entstanden. Während in Nord- und Südamerika das improvisierte Spiel seit Jahrzehnten eine ausgeklügelte und geschätzte Kunstform darstellt, ist es in Österreich zwar weit weniger anerkannt, aber höchst populär. Mittlerweile gibt es einige Gruppen, die regelmäßig zum improvisierten Theaterspielen einladen, wie die «English



Foto: Artig

Lovers», eine der ältesten Improgruppen in Wien, die zweimal im Monat eine «Late Night Theatre Jam» zeigen oder die «Impro-Bar» der Gruppe «Quintessenz».

Das erste Improfestival fand letztes Jahr statt, heuer läuft es bereits im größeren Rahmen mit fünfzehn Shows und sechzehn verschiedenen Gruppen an fünf Tagen im Theater in der Gumpendorfer Straße (TAG). Gezeigt werden die verschiedensten Formate des Improtheaters von Comedy, Games und Musical, über körperbetonte Spielformen, bis hin zum klassischen Theatersport – den Impro-Battles zwischen Schauspieler_innen. Letztes Jahr waren die Veranstaltungen ausverkauft, das Publikum scheint das spontane Interaktionstheater zu lieben. Öffentliche Förderungen gibt es fürs Festival nicht, die Kunst des Improvisierens ist also auch hier gefragt, das Spielen ohne Gage inklusive.

Schräge Frauen, humorvolle Frauen

Magdalena Haftners Gruppe kann sich finanziell vor allem durch Schulprojekte und Auslandstourneen, unter anderem in Kooperation mit dem Goethe-Institut, über Wasser halten. Mit dem Workshop «spielendDeutsch» reiste «artig» bereits durch Ecuador, Argentinien, Mexiko, Indien und zahlreiche europäische Städte. Zuletzt gab es einen Auftritt beim Akkordeonfestival Mitte März. Die Show «Tschäm!» will zeigen, dass Improkunst kein Nischendasein

fristen muss und auch mit anderen Kunstformen kompatibel ist.

Für das Wiener Improfestival hat Haftner eine Frauen-Impro konzipiert: Gemeinsam mit Gerit Scholz und Susanne Schramm veranstaltet sie mit der Show «Aus dem Nähkästchen» eine Art Dinner for Three, der Butler (Lino Kleingarn) holt Erinnerungen und Fragen aus dem Publikum, die Schauspielerinnen entwickeln daraus Geschichten. Frauen-Impro sind in der Szene selten, in den meisten Gruppen überwiegt der Männeranteil. Warum das so ist, liegt für die Theaterpädagogin und Regisseurin Magdalena Haftner vor allem im verquerten Vorurteil, Frauen könnten höchstens schräg, aber nicht humorvoll sein.

Wie probt man Improvisieren? Beim Improtheater wird aus unfertigem Material in der Interaktion mit den Teilnehmenden eine Performance. Im Zentrum steht die Kooperation, weniger der Konflikt. Eine der Grundregeln des Improvisierens lautet: «Ja» zum Spielen sagen – das beinhaltet sowohl, die anderen Mitspieler_innen gut aussehen zu lassen, als auch das Angebot des Publikums immer anzunehmen. Was natürlich viel Raum fürs Bedienen von Klischees und für stereotype Rollendarstellungen lässt. Für Haftner ist gerade das aber ein wichtiger Zündstoff für eine gelungene Aufführung, schließlich lebt das Format von der Überraschung und dem Bruch mit dem Vorhersehbaren.

Es gibt das verquere Vorurteil, Frauen könnten schräg, aber nicht humorvoll sein



Wiener Impro Festival
13.–17. April
TAG – Theater an der
Gumpendorfer Straße
www.improfestival.at

Canned Fit: Lieder, die ans Eingemachte gehen

Musik aus der Erdnussdose

Ihr großer Herzschmerz ist die Festung Europa: *Wo andere Popmusiker_innen sich über ihren Liebeskummer austoben, macht Christine Schörkhuber aka Canned Fit mit Musik gegen künstliche Grenzen mobil. Den Sound dafür entlockt die Künstlerin einfachen Konservendosen. Nina Prader hat ihr aufmerksam gelauscht.*

«Und zeigen, dass es geht!» ist das Plädoyer von dem Remix «Röszke 09/15», Canned Fits neuestem Song mit David Schweighart (im Duo nennen sie sich «Zollbruchstelle»), das ihre Wahrnehmungen der Notsituation an dem gleichnamigen Ort schildert. Es handelt von jener Stelle in Ungarn, an der im letzten Herbst so viele versuchten, Grenzen zu überqueren, um in neuen Heimaten aufgenommen zu werden. Canned Fit ist die Wiener Musikerin und Medienkünstlerin Christine Schörkhuber; sie war selbst als Unterstützerin und Aktivistin in Röszke.

Musik ist mehr als nur Klang

An der Schwelle von Pop, Spoken Word, Experimentalmusik und DIY-Kultur bewegt sie sich als Solo-Show. Der Begriff «Schlagerin» – traditionell eine Musikmacherin von Hits – gewinnt neue Komplexität. «Canned Fit» bezieht sich auf das englische Wort für Konservendose und Können und macht daraus Wortspiel mit der Verbform «an-, rein- und hineinpassen». Canned Fit, «can't fit», sie ist schwer zu kategorisieren. Sie passt nicht

in ein Genre, sie überschreitet Grenzen: Eine Note Techno, eine Prise «Einstürzende Neubauten» und ein Hauch Revolutionsparole sind in ihren Songs zu vernehmen. Ihre Musik klirrt, schepert und rattert, manchmal explodiert sogar etwas, oder ein Laut rauscht wie das Glühen von Licht. Wie die Hellschmerin Cassandra aus der griechischen Mythologie kommentiert ihre geschmeidige und melodische Stimme zum Beispiel in «CatchCryChain» ihre leicht melancholischen Tonlandschaften. Ihre Weissagungen gehörten allerdings gehört. Ihre Texte haben politischen und sozialen Anspruch. Sie will mehr von der Musik als nur Klang. «Ich habe nichts gegen Pop, die Texte sind nur meistens dumm», sagt sie. Der Pop-Mainstream kann kluge Inhalte nur mit Ausnahmen zulassen. Beyoncé darf das in «Formation» oder M.I.A., die im Video von «Borders» die Grenzkontrollen visuell darstellt.

Schörkhubers musikalische Botschaften sind ebenso aktuell. Sie handeln von unserer sich wandelnden Gesellschaft. Schörkhuber arbeitet mit selbstgebaute Instrumenten, die sie selber «circuit-bended»: Sie erzeugt Klangobjekte wie motorisierte Erdnussdosen durch das Kurzschließen von elektronischen Geräten. Kaum überraschend, dass sie auch Mitglied des feministischen Hackerspace «Mz* Baltazar's Laboratory» ist. Ihre Texte setzen sich mit der aktuellen Flüchtlingssituation – oder, wie sie zu sagen pflegt, der «Bewegung der Schutzsuchenden» – auseinander. Dabei geht es ihr nicht darum, missionarisch und mit erhobenem Zeigefinger das Grausame in der Welt zu deuten. Wo andere Interpret_innen ihren Liebeskummer in den Pop-Charts ausleben, verarbeitet Canned Fit die Festung Europa mit ihrem Sound. «Ich kann gar nicht anders.» Dementsprechend thematisieren ihre Lieder die Schattenseiten des aktuellen Europas. Die Texte basieren auf eigenen Erfahrungen in Traiskirchen, am Westbahnhof, in Budapest, beim Refugee-Konvoi im Herbst 2015. «Das goldene Kalb der mitteleuropäischen

Kondensmilchmoral heißt Recht und Ordnung und es grinst schadenfroh», heißt es in dem Song «Die Heilige Kuh». Wie willkürlich Gräueltaten von den Medien belichtet werden – etwa die Berichte zu den Köln-Ereignissen – oder auch die konservativen Haltungen der Bürger_innen, die sich zu Wort melden, lassen sie nicht ruhen.

Wo die Politik versagt, muss die Kultur her

Eins steht für Schörkhuber fest: «Dort wo die Politik versagt, muss die Kultur hegemoniale Verhältnisse angreifen und zur Sprache bringen. Das wirkt als Entschleunigungsprozess. Kultur positioniert, besitzt das Potential, auf das Klima der Zeit einzuwirken, und kann gegen stark hochkochende rechtsradikale Kräfte wirken.» Die Avantgarde der Off-Kultur trägt also auch Verantwortung für die Mainstream-Kultur. Darum fordert Christine Schörkhuber die linken Subkulturen auf, «weniger auf Tauchstation zu machen». Sie selbst tankt Kraft über die solidarischen Freiwilligennetzwerke, «Helden und Heldinnen», die sie vor Ort in Krisen- und Grenzsituationen erlebt hat. Die genießen aber selten das Rampenlicht. Trotzdem ist Canned Fit im Großen und Ganzen optimistisch, dass die ganze Gesellschaft und auch die Linke im Zuge der Ereignisse des letzten Herbsts aufnahme- und allianzfähiger geworden ist. Dass solche Wandlungs- und Lernfähigkeiten ihre Zeit brauchen, schreibt sie einem Regierungssystem zu, das zwar aus der Antike stammt, aber im Verhältnis zu autoritären Systemen doch erst jüngst implementiert wurde: «Schließlich ist die Demokratie noch nicht so alt.»

Ist, was Canned Fit musikalisch zubereitet, der neue Austropop? Möglicherweise. Zwar nicht im Sinne eines nationalen Alt-Herren-Ohrwurms, aber als Schlagermusik, die einen Ort, eine Zeit, einen Geist und eine Zukunftsperspektive zusammenfasst und grenzenlose gesellschaftliche Utopien herbeiwinkt. Christine Schörkhuber verortet sich selbst aber mehr in der Kunst. Am 8. April wird sie Europas Definitionsmacht beim «Elektrik Spring» mit ihren komplexen Tönen und Texten wieder herausfordern. ◀



www.cannedfit.net
www.electricspring.at

Die Musik kommt aus der Dose und zieht hinaus in die Welt, um sie zu kommentieren: Canned Fit, live



Foto: Markus Garavito

Musikarbeiter unterwegs ... in Sachen Subkulturgeschichte

Das waren Mods!



Ein optimistisch vorwärtsschauender Rückblick auf eine real existierende Jugendbewegung und deren allerbeste Musik. Von **Rainer Krispel**

«**W**as ich The Exploited nie verzeihe, ist «Fuck the Mods!», sagt Thomas Tesar. Tesar, 1973 geboren, ist als Sänger von The Venue mit einem Song auf der Compilation «Falsche Zeit, Falscher Ort» vertreten, um die es hier (auch) gehen soll. «Wien ist anders» so der Titel des 1990 eingespielten, bislang unveröffentlichten Stücks. Ich erröte dezent, ob der dummen Jugenderinnerung daran, vor dem E-Schmid, einem Linzer Lokal, zu stehen und mit anderen Punk dieses Lied zu grölen, mit dem die schottischen Punk-Holzhammer von The Exploited zur Melodie von «Jingle Bells» (fragen Sie nicht!) eine eindeutig besser gekleidete Jugendbewegung zu diffamieren trachteten. Besagte Begebenheit endete mit einer Ohrfeige, die ein Stachelhaar-Kollege namens «Mini» stellvertretend für so viel offensiven Kleingeist verpasst bekam, als die solcherart geschmähten Mods auf ihren Vespas auftauchten. Doch nichts da von wegen «rivalisierende Jugendbanden» – wenn, dann viel eher korrespondierende Leidenschaftsverbände.

Modernism rules ok!

Leidenschaft ist bei jedem der 19 Lieder, die «Falsche Ort, Falsche Zeit» versammelt, reichlich zu hören. Von den eröffnenden Die Profis bis zum abschließenden Instrumentalstück von Fenton Weills. Wenn gesungen wird, geschieht dies auf Deutsch, und neben der ununpackbaren Energie fast all dieser Lieder fällt der ungebrochene, hellgeistige Wille auf, etwas zu sagen, den sehnsüchtigen Griff auf und nach der Welt, nach der Liebe, nach dem guten, aufregenden Leben in den Texten singend abzubilden. «Hey, Du!», scheißen sich die legendären Düsseldorfer Stunde X musikalisch recht wenig und bilden gleichzeitig zu einer gut investierten Stones-Anleihe männliche Schüchternheit ab. Nicht nur was Jetzt! bei «Vielleicht Menschen» singen, geht über zeitliche und räumliche Distanzen



Foto: MARIO LAVI

nah. «Ihnen ist egal, woher der Wind weht, Hauptsache ist, er tut ihnen nicht weh.» (Da muss ich beim Hören ein wenig weinen, weil gerade so ein Möchtegern-Mörderfaschisten-Wind durchs Land weht, gar nicht einmal mehr so leicht.) Thomas Tesars jüngeres Selbst singt nahezu zeitlosen Klartext im einzigen deutschsprachigen Lied des von 1989 bis 1992 existierenden Quintetts The Venue: «Hardcore-Konzerte und Wochenend-Rebellen (...), Yuppies aus dem Gemeindebau ...» Tesars informierter und informierender Gesprächs-Zick-Zack-Crashkurs durch die (Wiener) (Mod-)Szene jener Jahre schreit nach einer Radiosendung oder einer Schallfolie (yeah). «Clean living und difficult circumstances.» Nur kurz hält sich der spätere Sänger von Stalker und Panenka bei seiner damaligen Band mit Christoph Cuscoleca, Robert Eder, Michael Gaissmaier und Dieter Herndl oder deren aktuellen Reunion mit zwei Originalmitgliedern ohne ihn auf. Wir streifen musikalische «elder statesmen» wie The Who, Small Faces, Time Shift (Wien) oder The Times (London). Die originelle und originäre Nähe der Bands der Compilation zum 79er-Mod-Sound (The Jam und die Folgen ...), aber auch zu Soul, jamaikanischem Ska ... Ein breites stilistisches Spektrum als dynamischer Ausdruck einer Jugendkultur, die in Kleidung, Sound, Haltung und Stil ständig auf der Suche und in Bewegung war. Dem Dilemma einen Hacken schlagen: «Fashion outdates itself».

Mods & Punx united!

Thomas, im Sozialbereich berufstätig und musikalisch als DJ weiter ein Fixposten des aufregend, soulful klingenden Wiens, erzählt von 2000 gesparten Schilling, die in einen Maßanzug investiert wurden. Bei einem Schneider, der die Mod-Klientel, die sich ihren Stil nach Fotos schneiden ließ, als Marktnische entdeckte. Ähnliches Vorgehen bei den Frisuren. Immer der Blick über den Tellerrand, geographisch und überhaupt. Jahre später legt ein Fellow-Mod House auf, für Thomas, dem «sein» Mod ein eindeutig linkes Projekt ist, ebenso spannend und differenziert auszuchecken wie Hardcore. Energie! Ideen! Hört mensch Thomas Tesar zu, entpuppt sich Mod als gültiger Code gegen die ewige Statik des (Subkultur-)Konservatismus. Es hat nichts Nostalgisches, wenn er auf «Szenefiguren» wie DJ Elk, der als Veranstalter unermüdlich Bands von überall her nach Wien brachte, zu sprechen kommt. Oder auf Roli Vogl und dessen Band The Losers, bei denen auch ein jüngerer Robert Rotifer spielte. Es geht um Möglichkeiten, Perspektiven und Respekt für die Menschen, die solche formulieren. Damals wie heute. Der auch all den bekannteren (Peter Hein/Family 5, Bernd Begemann/Die Antwort ...) und unbekannteren Protagonist_innen, die eben nicht wirklich zur falschen Zeit am falschen Ort waren, gilt. Wer borgt mir Geld für einen Mod-Anzug? ◀



Diverse Interpreten:
Falscher Ort, Falsche Zeit.
Power Pop & Mod Sounds
From Germany, Austria &
Switzerland 1980–1990
www.tapeterecords.com

Live: Am 10. 4. spielen
Die Liga der gewöhnlichen
Gentlemen im
Chelsea. Sänger Carsten
Friedrichs hat die Compila-
tion zusammengestellt.

Tiflis wartet nicht nur mit historisch wertvoller, sondern auch mit zeitgenössischer Architektur auf, siehe: «Rike Park» Kunsthalle von Massimiliano und Doriana Fuksas



FOTO: ADOLPH STILLER

Im Ringturm kann man sich einen Gusto auf Tiflis holen

Bilder einer Stadt

1989 wurde das «Iveria» – leider nur vorübergehend – zweckentfremdet. Kriegsoffer und Flüchtlinge bezogen eine der ehemals besten Nächtigungsadressen Georgiens als Notquartier. 20 Jahre später erhielt es wieder ein Upgrade ins Luxussegment und wurde als «Radisson Blu Iveria» wiedereröffnet. Die bildliche Gegenüberstellung dieser beiden Lebensabschnitte eines Hotels ist bloß ein Beispiel von unzähligen für Architektur (und ihre Nutzung) in Georgiens Hauptstadt, die nichts anderes als Staunen hervorrufen. Oder das international wohl am meisten beachtete Bauwerk Georgiens, das ehemalige Verwaltungsgebäude des Ministeriums für Autobahn- und Brückenbau. Die in allerfeinster suprematistischer Manier gesetzten

und weit auskragenden Riegeln aus Stahlbeton wurden vom damaligen Minister selbst, einem Architekten, entworfen und selbstverständlich ohne Ausschreibung realisiert. Heute dient diese hochgradige Verrücktheit eines Ministers und Architekten in Personalunion als Hauptsitz der Bank of Georgia.

Für die Ausstellung «Tiflis. Architektur am Schnittpunkt der Kontinente» im Ringturm setzt der Kurator Adolph Stiller neben ein paar Modellen hauptsächlich aufs Medium der Fotografie und geht sehr sparsam mit Informationstext um. Diese Einfachheit ist kein Manko, im Gegenteil, denn die Aufnahmen sprechen für sich. Lediglich die Ausstellungsarchitektur lässt zu wünschen übrig. Ein Leitsystem ist nicht zu erkennen

oder schlicht nicht vorhanden, und die Korridore der Fototafeln sind viel zu eng gehängt. Trotzdem wird Tiflis durch diese Schau eine Anziehungskraft auf Städtetourist_innen, die auch den «Osten» auf ihrem Radar haben, ausüben, denn die georgische Hauptstadt ist vollgespickt mit architektonischen Highlights unterschiedlicher Epochen und Stile, angefangen von Sakralbauten, über Hotels, Verwaltungs- und Kulturgebäude bis hin zu Sportstadien wie das (historische) Aqua-Sport-Zentrum «Leninsky-Komsomol», das nun ganz anders überkandidelt unter «Laguna Vere» firmiert. Ahoi!

reich



Ringturm, Schottenring 30,
1010 Wien
Bis zum 27. April
Freier Eintritt

VOLLE KONZENTRATION

Holz, Erde, Fleisch & Augustin-TV

In der Sendung «eingSCHENKt» diskutiert Martin Schenk monatlich auf OKTO mit Expert_innen über Themen der Ein- und Ausgrenzung, der ökonomischen Teilhabe, der Armut und darüber, wie man strukturelle Benachteiligungen auch aushebeln kann. So weit, so wunderbar, und es kommt noch besser: Sie können alle Sendungen in der Oktothek (www.okto.tv/eingschenkt) nachsehen! Kamera und Postproduktion macht Sigmund Steiner. Der wiederum – und jetzt kommen wir langsam zum Punkt – hat den großen Diagonale-Preis für seinen Bauern- und ihre-Söhne-Dokumentarfilm «Holz Erde Fleisch» gewonnen. Wir gratulieren! Nicht nur dem Sigmund Steiner, sondern auch uns: Denn wir, respektive Kollege Schachner,

war(en) findig genug, Steiner schon zu Studienzeiten für die Augustin-TV-Reihe «Ankerpunkt» anzuheuern (www.okto.tv/ankerpunkt). Nun kennen wir das alte Prinzip: Jemand gewinnt einen Preis, und auf einmal haben alle dazu beigetragen, dass dieser jemand wurde, was er ist. Wir wollen nicht sagen, ohne uns hätte der Sigi Steiner nicht den besten Dokumentarfilm des Jahres gemacht. Aber gehindert haben wir ihn auch nicht daran! Alles Gute.

www.labandafilm.at/holz-erde-fleisch
www.diagonale.at/grosser-preis-dokumentarfilm

Künstler_innen von überallher

Das Café PROSA wurde vom «Projekt Schule für Alle» eingerichtet, ein Projektraum am Sparkassenplatz in Rudolfsheim-Fünfhaus, in den man gehen kann, wenn man

Buddys sucht oder Buddy sein will, wenn man Leute treffen oder Projekte anleiern will, ein Ort, der sich gegen Rassismus wendet und außerdem, juhu!, ein Ort ohne Konsumzwängerei. Im Café Prosa wird Anfang April jenen eine Bühne gegeben, die sich aus Gründen der Flucht und des damit einhergehenden Stress' in letzter Zeit überhaupt nicht auf ihr künstlerisches Schaffen konzentrieren konnten. «Du bist neu hier, eventuell im Asylverfahren und würdest Dich trotzdem gern künstlerisch ausdrücken? Komm zu uns!», so die Einladung. Neben einem spaßigen und kreativgeistigen Abend ist die Idee, Refugee-Künstler_innen zusammenzubringen, damit sie in Zukunft gemeinsame Kunst- und Kulturprojekte realisieren können. Mit Unterstützung von PROSA.

8. April um 18 Uhr
Café PROSA
Sparkassaplatz 3, 1150 Wien

BIBLIOTICK

Die Magie der prekären Heldinnen

«Ich habe eine Freundin, / sie fährt ein tolles Auto. / Wie hat sie das verdient? / Sicher nicht mit Klavierstunden.» Gleich ums Eck von der Augustinzentrale, im Café Sette Fontane am Siebenbrunnenplatz, treffen sich samstags die Superheldinnen, um korrigierend in die Welt einzugreifen. Mascha, in magischen Belangen sattelfest; Direktorka, präzise, aber immer einen Schritt hinterher; und die Ich-Erzählerin, die bei ihrer Großmutter Marija in die Lehre gegangen ist – und dabei ihrer Meinung nach auch gleich einen Fluch abgekriegt hat. Die drei, die es aus verschiedenen Städten Europas nach Wien verschlagen hat, schreiben Sonntagskolumnen im «Astroblick» und beherrschen das praktische Instrument der «Auslöschung». Damit bringen sie nicht nur Personen, sondern ganze Biographien zum Verschwinden. Etwa die der gewalttätigen Männer in der Familie der Schirmverkäuferin. «Nach der Auslöschung (...) warfen wir ab und zu heimlich einen Blick ins Geschäft (...) und wir konnten sehen, wie sie ihre Kunden mit ihren Regenschirmgeschichten belästigte. Sie sah glücklich aus.» Selber empfinden sich Mascha, Direktorka und «ich» allerdings nicht als nachgerade vom Glück verfolgt. «Wir kamen aus dem Dreck, aber wir waren nicht gekommen, um ewig von einer schlechten Arbeit zur nächsten zu hetzen. Diesbezüglich habt ihr uns falsch eingeschätzt. Wir waren gekommen, um das Leben aus der Werbung zu leben.» Dieses Treffen, dessen Zeugin man lesend wird, wird das letzte im Sette Fontane sein. Die Superheldinnen haben genug vom Heldintum; in einem finalen und fulminanten Akt wollen sie ihr eigenes Leben dort hin hieven, wo es ihnen hinzugehören scheint: in den shoppenden, kaffeetrinkenden, oberflächlich-sorglosen Mittelstand dieser fade vor sich hin pulsierenden Stadt. Eine sprachlich schwerst unterhaltsame, wohltemperierte Ballade über den Dreck auf den Gehsteigen der Großstädte, den anstrengenden Alltag des Prekariats und die globale

Last auf den Schultern derjenigen, die was vom Zauberhandwerk verstehen.

lib

Barbi Marković
Superheldinnen
Residenz 2016,
188 Seiten, 18,90 Euro



Schauspieler, Autor, Lehrender und Überlebender:
Hermann Langbein wird von seinem Enkel
posthum auf die Bühne gebracht

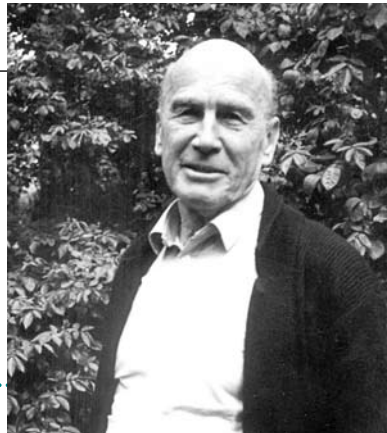


FOTO: YAD VASHEM

Hermann Langbein zurück auf der Bühne

Opa war im KZ

Hermann Langbein war selbst Schauspieler. Am Wiener Volkstheater. Aber als Kommunist musste er dem anschlussfähigen Österreich in den 1930er-Jahren entfliehen, kämpfte in den Internationalen Brigaden in Spanien, wurde nach seiner Flucht in Frankreich inhaftiert und 1941 den Nazis ausgeliefert. Er überlebte die KZ-Haft und war 1954 Mitbegründer des Internationalen Auschwitz-Komitees. Nachdem er zu stalinismuskritisch wurde (Ungarn 1956 animierte

ihn dazu), wurde er aus der KPÖ ausgeschlossen und auch aus der Leitung des Auschwitz-Komitees. Er sagte bei den Auschwitz-Prozessen aus. Er war in der antinazistischen Lehrer_innen-Ausbildung aktiv. Er wirkte an der Neugestaltung der Gedenkstätte Auschwitz mit. Er publizierte zum Nationalsozialismus. Hermann Langbein ist 1995 in Wien gestorben. Jetzt bringt sein Enkel ihn wieder auf die Bühne: Gemeinsam mit Lukas Stöger konzipiert Daniel Langbein

ein Theaterstück entlang des Buchs «Die Stärkeren», in dem sein Großvater über seine Erfahrungen im Konzentrationslager spricht. In ihrem Stück «Macht Gelegenheit Mörder» versuchen sie sich darin, die Vergangenheit, von der sie wissen, mit der Gegenwart, in der sie leben, in Bezug zu setzen. ◀

i 14. April, 18:30 Uhr, 12 Euro
Projektraum im WUK
Währinger Straße 59, 1090 Wien
Anmeldung:
b.dewald@silverserver.at

Dieter Schrage im Museum

Ein disziplinierter Poet

Schrage-Geschichte ist immer auch Stadt-Geschichte: Arenabesetzungsgeschichte, eh schon wissen, aber auch Kunstinstitutionengeschichte, Parteiengeschichte, Gemeindebaugeschichte, Gegenkulturgeschichte. Vom margarine-pomadisierten Halbstarcken bis zum inner- und außerparlamentarischen Anarchisten zieht sich Dieter Schrages Biographie. Für sein Schrage-Memento «Poesie und Disziplin»

(Mandelbaum 2016) hat Robert Sommer die vierzig Schubladen des Schrage-Archivs geöffnet und sich – bei aller Verehrung der Anarchie – darum bemüht, Kategorien für seine Erzählungen über das vielgestaltige Leben der Hauptfigur zu finden. Zwei Arten von Leser_innen sei dieses Buch ans Herz gelegt: jenen, die Dieter Schrage

kannten, und jenen, die ihn nicht kannten. Am 6. April liest Maren Rahmann aus Robert Sommers archivarischem Werk, zusätzlich kann man Schrage selbst in Filminterviews bewundern und kurzen Reden von Zeitgenossen lauschen.



i 6. April, 19 Uhr
Volkskundemuseum
Laudongasse 15–19
1080 Wien

Eine Büchermesse lädt zum antiautoritären Schmökern ein

Anarchismus zwischen Buchdeckeln

«Der Anarchismus ist heute eine populäre Strömung in Proletariat und Jugend, ihr Symbol ist das A im Kreis.» So wirbt die erste Anarchistische Büchermesse in Wien um Besucher_innen. Der Buchstabe A steht, was seine Häufigkeit betrifft, in deutschsprachigen Texten übrigens an 6. Stelle. Dem A im Kreis wird im April an der Kunstakademie am Schillerplatz

gefrönt: Neben Bücherständen von lokalen und international geladenen Verlagen wird es in den Hörsälen der Universität Lesungen, Vorträge, Diskussionen und Filmprogramm geben. Und wer der Bücher schließlich müde wird, kann nach Favoriten fahren, um das Tanzbein zu schwingen: «Das Kultur- und Konzertprogramm, wo im informellen Rahmen über die drängenden sozialen und

ökologischen Probleme der bestehenden Gesellschaft diskutiert, getanzt oder aber auch dem Eskapismus gefrönt werden kann, wird am Freitag- und Samstag-Abend im Arbeiterklub Favoriten im Ernst-Kirchweg-Haus stattfinden.» Eintritt frei. ◀

i 22.–24. April
Akademie der bildenden Künste
Schillerplatz 3, 1010 Wien
www.buechermesse.at

Auf'legt



FUZZMAN feat. THE SINGIN' REBELS
«Fuzzan feat. The Singin' Rebels» (CD, Vinyl)
(Lotter Label)
www.fuzzman.fm

Der Fuzzman reitet wieder! Zur Erinnerung: Fuzzman, gesprochen mit «U» wie Uhudla. Begleitet wird er bereits zum zweiten Mal von seinen kongenialen Singin' Rebels – Richard Klammer, Stefan Gfrerrer und Jozej Stikar – so viel Zeit muss sein. Auf seinem fünften Album unter eigenem Namen hat Herwig Zamernik (auch nachzuschlagen unter Naked Lunch) seine definitive Neigung und Fachrichtung gefunden. Starrköpfig reitet der Fuzzman vorbei an den Richtlinien des freien Marktes und ist schließlich beim Soul-And-Country-Schlager picken geblieben. Natürlich mit dem gewissen «Leck mich am Arsch»-Gestus ausgestattet. Es werden Haken geschlagen, es wird kräftig gezwinkert und der Liebe gehuldigt. Diese Schunkel-Cowboy-Ländler sind gespickt mit wunderbaren Textzeilen wie folgender: «... und weil dir die liebe Sonne aus dem Arsch scheint, hältst du ihn her und leuchtest mir den Weg ins Glück ...» In diesem Sinne, gemeinsam mit seinen Singin' Rebels, der beste Fuzzman, den es je gab! (29. 3. live @ Stadtsaal Wien)



MAJA OSOJNIK
«Let Them Grow» (CD, Vinyl)
(Unrecords, Rock Is Hell Records)
http://mo.klingt.org

Nachrichten kommen, ohne das Wort «Grenzen» in den Mund zu nehmen, zur Zeit nicht durch. Politiker wollen sie dicht machen. Maja Osojnik, Sängerin, Flötistin, Komponistin, will sie überwinden. Ignoriert sie. Maja Osojnik kann mit Noise, Neuer, Alter, Elektronischer und Volks-Musik. Hauptsache Musik, wurscht ob E ob U, da wird ein A zum X. Maja Osojnik trennt nicht gerne. Nach unzähligen Bandprojekten liegt mit «Let Them Grow» das erste Solo-Album vor. Die Idee war, Songs zu schreiben, die mit ihrer eigenen Vorstellung eines Songs kompatibel sind. Nicht einfach Strophe-Bridge-Refrain, sondern abstrakte Tongebilde. Die Klangmittel sind vielfältig: Es kommen Field Recordings, Küchengeräte, bestimmte Klaviere und gegen ihre Bestimmung eingesetzte Instrumente zum Einsatz, Kaputtes wird restverwertet und Verworfenes wieder aufgenommen. Was beim Lesen verstörend klingt, hört sich nach Bearbeitung ganz (außer)ordentlich an. Und die Gretchenfrage wird gleich an den Anfang gestellt: «... tell me what do you want me to be ... (Tell Me)»?! Genau so!

Breiter werden, schwerer sein oder Geteiltes Essen ist besser als Einsamkeit

Glauben Sie es mir, oder nicht: Ich werde breiter, nicht fatter, ein wenig mehr von links nach rechts, wenn ich helfe. Nicht größer. Ich werde mehr. Obdachlose lasse ich in meine Taschen einziehen, dort ist's schön warm und kuschelig.

Das wären auch Sie dabei, stimmt's? Er oder sie ist dort nicht allein, denn ich habe ja noch eine Tasche rechts und am Hintern auch noch zwei. Narkomanen gebe ich von meinen Herzuckerln, auf denen steht: I take you as you are! I don't let you down. Jedes Mal esse ich eines mit, geteiltes Essen ist besser als Einsamkeit. Und schon werde ich ein Stück breiter. Und mit dem Bettler, der vor dem Billa betteln geht ... Für den gehe ich einkaufen und zerteile einen heiligen Apfel in zwei Teile. «Amen!», meint er und mir wird's ganz barm ums Herz, doch ich sag: Du irrst, das ist nicht so. Und die Flüchtlinge ... die machen mich ganz schwer, schwer ... Ich lade sie in einen ganz leichten, nein, falsch, an den in mir leichtesten Teil ein: in meine Seele. Da kann man nämlich Zimmer mieten.

Theresa Bender-Säbelkamp

Gedanken eines Langzeithäftlings über «lebenslänglich»

Acht Särge lagern in Stein

Für ein Medium wie den Augustin, das der Gefängnisstrafe sowohl die Fähigkeit zur Verbrechensprävention als auch die zur «Resozialisierung» abspricht, ist naturgemäß die lebenslange Haft doppelt sinnlos. Studien belegen ganz klar, dass «lebenslänglich» keine effiziente Abschreckung für Täter_innen bedeutet. **Friedrich Olejak**, nach 28 Gefängnisjahren nun in Freiheit, will draußen verstärkt fortsetzen, was er schon im Häfen begann: die Idee zu bekämpfen, hinter Gittern seien die Menschenrechte nicht gültig. Hier sein Beitrag über die lebenslängliche Haft.

Mit 10 Jahren bekam ich etliche Legobaukästen geschenkt und eine Platte mit eingezeichneten Straßen und Grundstücken. Ich baute neun Häuser drauf, und eines davon war wie selbstverständlich ein Gefängnis, wo ich die Männchen vom «Mensch-ärgere-dich-nicht» einsperrte. Gelbe, schwarze, rote und blaue Männchen, die später irgendwo am Dachboden vergessen wurden. Ich erzähle das, um zu zeigen, dass man in unserer Gesellschaft schon aufwächst mit der Vorstellung, das Einsperren und Strafen gehöre zum Leben. Darum regt sich die Mehrheit in unserem

Den Weltrekord hält angeblich ein Japaner, der im Alter von 94 nach über 70 Jahren Haft entlassen wurde



Land über das lebenslange Wegsperren von Delinquent_innen nicht auf.

Juan Carlos Bresofsky-Chmelir, bald 67 Jahre alt, ist mit 37 Jahren Häfen am Stück der aktuelle Längsteinsitzende in der heimischen Gefängniswelt, die aus 27 Gefängnissen besteht. Den Rekord in Österreich, mit 41 Jahren am Stück, hält Josef Weinwurm, der 1963 in der Oper das 11-jährige Ballettmädchen Dagmar Fuhrich ermordet hat und 2004 in der JA Stein verstarb.

Natürlich hatte Weinwurm keinen Freund im Gefängnis und wurde schon bald seltsam. Ich kann mich noch daran erinnern, dass er als Schreiber in der sogenannten Malerei ein Aquarium mit zwei Goldfischen hatte. Einer davon konnte keine Nahrung aufnehmen, weshalb Weinwurm über Monate hinweg zur Futterzeit seine Hand ins Becken hielt und den Fisch, der wie dafür abgerichtet wirkte, aus dem Wasser nahm, um ihn mit einer Pinzette zu füttern. In den letzten 15 Jahren fütterte Weinwurm Tauben mit kübelweise eingeweichtem Brot. Die letzten 10 Jahre hat er nicht mehr um seine bedingte Entlassung angesucht. Leider hilft solch eine Buße nicht mehr seinem Opfer.

16 verschiedene Paragrafen stehen in Österreich zur Verfügung, nach denen man lebenslänglich verurteilt werden kann.

Im internationalen Vergleich: Der längst einsitzende Mann in Frankreich hat zwei junge Mädchen ermordet und wurde nach 41 Jahren Haft entlassen. Den Weltrekord hält angeblich ein Japaner, der im Alter von 94 nach über 70 Jahren Haft entlassen wurde und damals noch mit einer Concorde nach Paris flog, um das Crazy Horse zu besuchen. In den meisten Staaten Europas wurde bei hohen Strafen eine Decke einge-zogen, z. B. kann man in Spanien ohne weiteres 10.000 Jahre bekommen, muss aber nach 30 Jahren entlassen werden. Deshalb hatten die Norweger mit ihrem modernen Strafvollzug (am wenigsten Rückfall weltweit, dadurch weniger Taten) solche Schwierigkeiten mit dem 77-fachen Mörder Breivik, der 2012 dafür 21 Jahre bekam.

Die Addition mehrerer Strafen für verschiedene Delikte ergibt noch höhere Zahlen. Bei den Frauen hält die «Königin der Taschendiebe» mit insgesamt 55 Jahren den Rekord – und das für eine lächerliche Beute von zusammengerechnet elftausend Schillingen. Erst zum Schluss ließ ein Richter sie begutachten, und sie kam als Kleptomantin in die Psychiatrie, wo sie verstarb. Ein Herr Oswald mit Pfeife im Gesicht erreichte mit Diebstählen 56 Jahre Häfen.

Zurzeit führt Franz Schmied, der über 61 Jahre zusammengesammelt hat. Sein letztes «Lebenslang» sitzt er – nicht nur meiner Meinung nach – unschuldig.

Justizminister Broda ließ sich von seinem Freund Professor Federn von Schmieds Unschuld überzeugen und schrieb ihm persönlich, dass er offiziell als Justizminister in seinem Fall nicht eingreifen könne. Aber er überwies ihm aus eigener Tasche 100.000 Schilling für eine Wiederaufnahme seines Verfahrens. Minister Broda, eine Ausnahmeerscheinung unter den Justizministern der zweiten Republik, brachte besonders in seiner zweiten Amtszeit Menschlichkeit in unsere Gefängnisse und baute die damals hohe Gefängnispopulation kontinuierlich ab (wir rauften uns beim Einsperren in den 60er-Jahren mit der Türkei um den ersten Platz in Europa).

Die Hälfte der «Lebenslangen» wird in der Haft sterben

Früher gab es beim Eintreffen im Strafhaus für den Lebenslangen eine Kopftafel, wo seine Strafe draufstand. Bei Strafende stand da bei ihm Tod. Heute gibt's keine Tafel mehr, dafür an der Zellentüre «LBLE» und im Computer «99 Jahre». Derzeit haben wir 168 zu «lebenslang» Verurteilte im Strafvollzug. Von der Statistik her wissen wir, dass die Hälfte von ihnen tatsächlich in Haft stirbt und der Rest derzeit durchschnittlich mit 22 Jahren und 6 Monaten bedingt entlassen wird (mit einer zehnjährigen Bewährungspflicht).

Seit 1975 kam im Gesetzbuch noch der § 21/1 und 21/2, die sogenannte «Maßnahme» als fragwürdige Vermischung von



ILLUSTRATION: KARL BERGER

Strafe und Therapie (als ob man in einem Gefängnis psychiatrisch therapiert werden könnte) dazu. Die «21/2er» sitzen in verschiedenen Gefängnissen wie JA Mittersteig, JA Schwarzaau, JA Garsten, JA Karlauf oder JA Stein. Diese ca. 800 Gefangenen dürfen wir nicht übersehen, denn diese «Maßnahme» kann auch «lebenslanglich» bedeuten. So kann schon ein 14-Jähriger in Österreich zu «lebenslang» verurteilt werden. Sie kennen diese Urteile, haben sie schon öfter in Zeitungen gelesen: «... und wird zusätzlich in eine Anstalt für abnorme Täter eingewiesen».

Bei diversen Diskussionen hörte ich doch einige Besserwisser sagen, dass man von einer lebenslänglichen Strafe im Fall der «Maßnahme» nicht reden dürfe, weil sie ja auf den Abbau der Gefährlichkeit abziele und der Gefangene mit einem positiven Gutachten schon wesentlich früher entlassen werden kann. Papperlapapp ... ich habe haufenweise Menschen kennen gelernt, die wie Nowak mit zwölf Jahren strafgerichtlicher Haftzeit und zusätzlich

der Dauer der «Maßnahme» nach 31 Jahren Gesamthaft in der JA Stein verstarben. Ich kenne viele Leute mit 30, 25, 20 Jahren Haft – und de facto kommt diese Strafe dem Urteil «lebenslanglich» gleich. Übrigens braucht ein solcher Täter niemanden getötet zu haben, fast die Hälfte von ihnen wurden wegen gefährlicher Drohung oder Nötigung verurteilt. Natürlich gibt es unter ihnen auch Mörder wie den Amstettner F., der das reguläre «Lebenslang» plus die lebenslängliche «Maßnahme» bekam und fast mit Sicherheit das Gefängnis nur in einem der acht in der JA Stein lagernden Säрге verlassen wird.

Beim Häftling L., der 1984 20 Jahre plus den «21/2er» bekam und inzwischen fast 33 Jahre sitzt, ist ein Ende nicht absehbar, er ist für eine Entlassung anscheinend zu jung und/oder zu gefährlich. Auch er könnte, wie Juan Carlos Bresofsky-Chmelir, den Rekord von Weiwurm brechen.

Mit den insgesamt rund 1000 Lebenslangen – oder im Fall der §-21-Insassen potenziell Lebenslangen – in unseren

Die Addition mehrerer Strafen für verschiedene Delikte ergibt noch höhere Zahlen



Gefängnissen befinden wir uns, gemessen an der Bevölkerungszahl, mit an der Spitze der Welt, vereint mit China und den USA.

Anmerkung der Redaktion: Angaben ohne Gewähr; der Text wurde uns ohne Quellenangaben übermittelt. Friedrich Olejak legt Wert auf die Feststellung, dass seine Texte nicht akademischer, sondern journalistisch-literarischer Natur seien.

Aus der KulturPassage

Rendezvous im Essl-Museum

Es ist schon erstaunlich, das erste Mal war ich dort vor etwa sieben Jahren. Und muss zugeben: Die Bilder der damaligen Ausstellung haben mir nicht sehr gefallen. Allerdings sehr gefallen hat mir die Möglichkeit, in der Nähe der Albertina einen kostenlosen Shuttlebus zu nutzen, der auch wieder nach Wien zurückfährt. Der Kulturpass ist gern gesehen, die Menschen an der Rezeption sind extrem freundlich, und der Eintritt ist ab 18 Uhr sogar für alle frei.

Eine Kunstsammlung nicht hinter verschlossenen Türen, sondern für jeden zugänglich. Dazu sind ja Bilder eigentlich geschaffen.

Wenn man mit der Schnellbahn Richtung Tulln fährt, sieht man den Komplex von der hinteren Seite und erkennt erst die Ausmaße. Die Bilder – besser Kunstwerke – selbst beschreiben ist natürlich völlig unmöglich. Zurzeit gibt es dort die beeindruckende Ausstellung «Rendezvous». Ich



FOTO CECILY BROWN, FOTO: MISCHA NAWRATA, WIEN

gestatte mir, die ausstellenden Künstler hier aufzuzählen, solche Vielfalt ist schwer zu merken: Pierre Alechinsky, Karel Appel, Hans Bischoffshausen, Herbert Boeckl, Cecily Brown, Eduardo Chillida, Corneille, Adolf Frohner, Hans Hartung, Friederich Hundertwasser, Asger Jorn, Martha Jungwirth, Andrea Kasamas, Alex Katz, Per Kirkeby, Kurt Kocherscheidt, Maria

In der Ausstellung «Rendezvous» geht es um reale und imaginäre Treffen von Künstler_innen und Kunstwerken. Max Weiler und Per Kirkeby treffen sich imaginär mit Cecily Brown, in deren Ölbild «Tripe with Lemons» (2004) treffen wiederum Kutteln auf Zitronen

Lassnig, Markus Lüpertz, Georges Mathieu, Josef Mikl, Hermann Nitsch, Arnulf Rainer, M. J. M. Ringel, Antonio Saura, Pierre Soulages, Hans Staudacher, Antoni Tàpies, Andreas Urteil, Max Weiler, Fritz Wotruba.

Manchmal ist es die Ruhe, die einen befällt und eine eigenartige Stimmung erzeugt. Die Sammlung Essl ist ständig gut besucht, aber nie überfüllt. Und für alle, die es möchten, gibt es ein Café und auf dem Parkplatz einen günstigen Imbiss.

Manchmal ist es einfach schön, nur zu genießen und Frieden zu finden.

Michael Schütte



Rendezvous
Meisterwerke aus der Sammlung Essl
bis 22. Jänner 2017
www.essl.museum

Die Aktion «Hunger auf Kunst & Kultur» ermöglicht Menschen, die finanziell weniger gut gestellt sind, mittels Kulturpass Kulturveranstaltungen und Kultureinrichtungen bei freiem Eintritt zu besuchen.
www.hungeraufkunstundkultur.at

TONIS BILDERLEBEN



Die Abenteuer des Herrn Hüseyin (54)

Herr Hüseyin würde gerne über das frische Gras, die Blumen usw. schreiben



Herr Hüseyin spürt den Frühling. Die Sonne scheint, und er glaubt, dass mit dem schönen Wetter die Stimmung in der politischen und wirtschaftlichen Situation der Welt sich auch zum Besseren entwickelt. Da irrt er sich. Wieder eine schreckliche Nachricht aus Istanbul. Ein Selbstmordattentat. 5 Menschen gestorben und über 20 verletzt. Die Regierungsreaktion ist gleich ein Verbot der Berichterstattung aus dem Ort der Geschehnisse. Aber gleichzeitig das Verbot, über ihre eigenen Medien irgendwelche Statements zu veröffentlichen. Die geben gleich die Ziele vor. Herr Hüseyin liest sowohl in den Sozialen Medien, aber auch in den Internet-Nachrichten. Zuletzt hat er eine Mitteilung über Facebook gelesen, worin behauptet wird, dass im Kampf gegen die Stadtguerillas der Kurden in der Provinzstadt Yükseko-va im türkischen Kurdistan 40 junge Menschen durch den Giftgaseinsatz der türkischen Sicherheitskräfte ermordet worden seien. Nach solchen Nachrichten ist es einem nicht nach Melange oder Kipfel. Dazu kommt noch das andere Übel. Die EU gibt der Türkei so viel Geld und Verantwortung, damit sie die Flüchtlinge nicht nach Europa weiterziehen lässt. Sie soll bei der Rolle des ungunstigen Polizisten bleiben. Der

Deal ist, dass dafür sehr viele Türk_innen ohne Visum nach Europa kommen dürfen. Also die Österreicher_innen müssen sich an mehr Türken_innen und Kurden_innen gewöhnen müssen. Die Türkei ist selbst ein nicht-demokratisches Land. So wie Erdoğan und seine AKP gegen kritische Menschen vorgehen – der Umgang der türkischen Regimes mit den kritischen Medien, die Ausgangssperren in den kurdischen Städten (dadurch entstanden Konflikte, es starben über 400 Menschen, darunter Kinder, Frauen, alte Menschen) – wird bald die EU nicht mit syrischen oder afghanischen Flüchtlingen zu tun haben, sondern mit kurdisch-türkischen Flüchtlingen.

Der Slogan der kritischen Menschen in der Türkei ist zurzeit: «Gehe hinaus, sonst wird dein Haus zerbombt, du wirst darin getötet.» Und im Westen der Türkei: «Gehe nicht hinaus, sonst kann eine Bombe hochgehen, dadurch wirst du auch sterben.» Im Osten der Türkei, wo die Kurden wohnen, gibt es Ausgangssperren und Kämpfe mit den jungen Städteguerillas. In der Westtürkei gibt es vermehrt Selbstmordattentate.

Regierungsnahe Medien berichten über die Ereignisse im kurdischen Teil der Türkei nicht. Dort wurden in vielen Bezirken die Häuser durch die Artillerie der Spezi-

alinheiten dem Erdboden gleichgemacht. Darüber hört man auch hier sehr wenig.

Also Hüseyin meint, Österreich und die EU-Staaten werden demnächst eher Flüchtlinge aus der Türkei aufnehmen müssen. Sie haben sich nicht für die Demokratisierungen des Landes eingesetzt. Für sie waren die wirtschaftlichen Beziehungen im Vordergrund. Eine Million syrische und afghanische Flüchtlinge kann die Türkei aufnehmen. Aber dafür werden 10 Millionen türkische Flüchtlinge nach Europa kommen. Die EU kann jetzt mit der Aufteilung von kurdischen und türkischen Flüchtlingen anfangen.

In dieser Jahreszeit würde Herr Hüseyin sehr gerne über das frische Gras, die Blumen und das Aufwachen der Insekten schreiben. Wie die Pflanzen ihr Grün langsam uns Menschen zeigen. Die Sommerkollektionen der neuen Mode. Aber die Ereignisse erlauben ihm nicht, dies alles zu schreiben.

Trotz alledem einen neuen schönen Frühlingsbeginn, wünscht Hüseyin seinen Leser_innen. Es sind immer weniger Länder in dieser Region, die man bereisen kann! Im eigenen Land oder Kontinent gefangen zu sein, ist traurig.

Ihr Hüseyin

Mehmet Emir

Europa

Noch immer stehen Wachen an den Grenzen
 schon wieder zieht ein Stacheldraht durch Länder
 noch erreichen Brücken kein sicheres Ufer
 noch weisen Mahnsäulen an Vergangenes
 noch zeigen stumme Zeuge
 auf entwurzelte Bäume
 in einem großen, weiten Land.

Zu viel

Obdachlose Hände
 zu viele
 für die Arbeit
 nackte Füße
 zu langsam für den Markt
 kahle Köpfe
 zu alt
 für diesen Sommer

Politik

Du, du Politik der Sterne
 du schlägst das Holz im Feuer
 deine rechte Hand reicht
 deiner linken den Finger
 während du auf geerntetem Feld
 auf den Dank des Volkes wartest

Heimatlos

Heimatlos mit euren weiten Gedanken
 heimatlos mit den Fluchtpunkten eurer Liebe
 heimatlos mit dem Testament eurer Ahnen
 heimatlos in einer Stadt hinter Zäunen
 heimatlos mit Fesseln, die Gemeinsamkeit versprechen
 heimatlos mit dem Wind, der euren Namen ruft
 gestrandet seid ihr als das Uhrwerk die Stunde schlug
 winkend an Brücken namenloser Flussbette.

Lieselotte Stiegler

VINTAGE

von *Natasha Towin*

Es mutet mir eigenartig an, dass ich, älteres Semester, Vintage sage. Während viele Junge, sagen: alte Hadern. Aber, meine Besten, wäre es nicht möglich, uns auf Retro zu einigen?

Wenn Kleidung mehr ist als eine schlichte Körperbedeckung, dann ist das lebenswürdig und zeugt von Stil und Freude damit. Diese Verspieltheit in der Mode steht einer neuen profanen Zeckmäßigkeit gegenüber, die nur für Thermo und Sport sinnvoll wäre. In der Stadt ist doch aber jede Menge Spielraum gegeben.

Bei dem, was da jetzt Mode in Massenware ist, ist das weder praktisch noch schön. Mit praktisch meine ich, Baumwolle könnte doch auch merzerisiert, sprich veredelt, sein. In Masse ist das kaum ein Preisunterschied. Aber wahrscheinlich bügelt ihr so viel lieber als ich.

Ein ewiger Jammer, dass die Tauschzentrale, oben in der Mahü, eingegangen ist. Immerhin haben die Leutchen dort auf Qualität geachtet und hatten wirklich ganz erlesene Stücke dabei. Wohin denn sonst, mit guten alten Stücken und je älter, je lieber, auch der Stil der 30er-Jahre inspiriert. Schon mal geschnallt, wie frivol und dabei selbstbewusst der Jugendstil war? Aber auch manche Geschäfte mit Neuware mussten bereits zusperren.

Naja, da hat noch viel mehr gelebt von und in der Vielfalt. Das ist jetzt eine andere Vielfalt an Flüchtlingen. Und auch da, die Frage nach dem kulturellen Unterschieden akut.

Die 50er-Jahre

Also Vintage. Mir ist schon ein Kleid, mit nur einer Schulter frei, begegnet, das neu 100 Euro aufwärts kostet, ein anderes, alt, 30 Euro abwärts. Die schwingenden Röcke, samt Petticoat, gehören aber definitiv in die 50er-Jahre, da wo der Rock and

Roll aufkam. Aber wer eine Taille hatte, der zeigte sie, bekleidet. Und Strümpfe gab es damals, einmalig, sag ich euch, also einfach großartig. Aber ich glaube fast, die Strümpfe kommen wieder.

Vintage hatte auch alle Farben, außer Neon. Da dann, kombinieren bereitet ja gleich noch einmal Vergnügen.

Durch Vintage zeigt sich, zumindest bei Möbeln, dass Gebrauchsspuren, die vielleicht schäbigen, kalten glatten Oberflächen auf dekorativ anheben. Bei den Blue Jeans ist Vintage ja bereits industriell vorgefertigt. Zerschlissen und abgewetzte Farben. Ehrlich, echt alte Jeans gefallen mir viel besser, immerhin haben die nicht Chemiegift als Alterungsgrund und haben dafür eine eigene interessante Geschichte.

«Profiling Paris», eine Serie im TV, die kleine Zierliche da gibt sich ja voll den 50er-Stil. Der war ganz einfach lebenswert.

Aber es ist mein Geschmack für Stil, der mich an der heutigen Mode zweifeln lässt. Mein Hauptgrund aber für diese alten Sachen ist, dass ich die neueren Materialien nicht vertrage, wegen Allergie. Nähseide, ja sie heißt noch immer so, aber meistens ist sie jetzt aus Acryl.

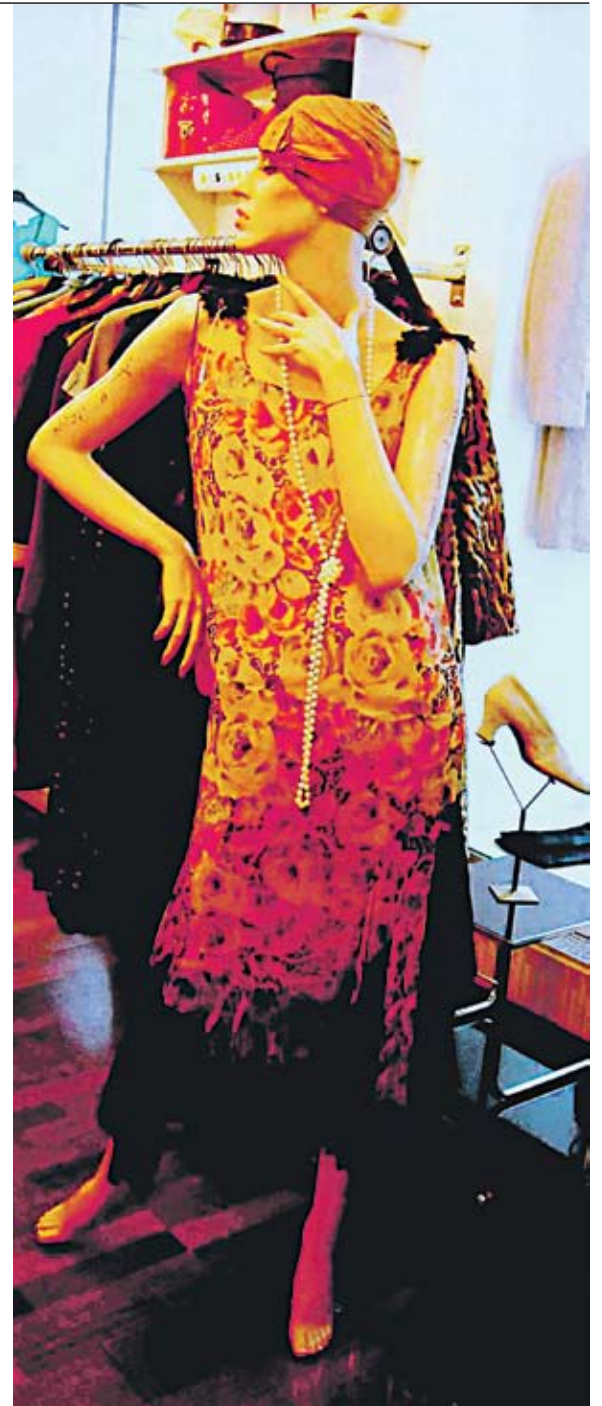
Mohair dagegen ist nicht nur warm, sondern ein richtiger Hautschmeichler. Und Seide ist bei Hitze nur von Krepp zu übertreffen.

Also, ich schätze Kleidung, die Bewegung fördert. Schon wegen des Tanzens. Und nicht nur Rock and Roll. Nachdem der Charleston schon als Twist wiederkam, hoffe ich auf eine weitere Neuauflage.

In diesem Sinne, hänge ich, etwas älter, an den alten Sachen und verzichte auf Neues. Nanu? In meiner Jugend war das doch ganz genau so, nur umgekehrt.

Dafür geht das jetzt sogar noch viel weiter zurück, als bloß zu meinem Geburtsjahr.

Vielfalt und Auswahl sind und machen schön. ◀



Die schwarzen Schuhe

von Brigitte Schmolzmüller

Rote Schuhe, unmöglich sagt er. In der Oper, dem Theater, in der Gesellschaft. Schon gar keine offenen oder geschnürten. Eine Spange darf auf dem schwarzen Lackschuh sein, auch mit dezentem Goldrand darf sie versehen sein. Das hatten die Faltenröcke auch früher, Spangen auf der Seite, und die Damen hatten Spangen im kunstvoll auffrisierten Haar. Spangen, die schließen einen Gegenstand, das sind wahre Beschlüsse. Keinesfalls Spangen, sagt sie, da hab ich schon genug. Wie die Deutschlehrerin in der Schule, die mich in jedem Satz ausgebessert hat, ich solle hochdeutsch sprechen, und mit ihren flachen grünen Lackschuhen mit Spange und grüner Jacke auf dem ersten Pult gesessen ist und zu mir herabgesehen hat. Hier sind ordentliche Geschäfte, sagt Herr S. und zieht sie auf der Kärntner Straße in ein Schuhgeschäft. Genau diese Geschäfte, sagt sie. Da siehst du, wie freundlich und höflich die Verkäuferinnen sind, sagt Herr S., die lächelt dich noch an, wenn du so ein Gesicht ziehst.

Die hat man jetzt, sagt sie

“

Vor ihr stehen vier rechte schwarze Schuhe. Mit meinem Hallux komm ich nirgends hinein, nicht mit meiner orthopädischen Einlage. Schon gar nicht mit meiner Abneigung, denkt sie. Ich passe nicht hierher. Eine schlanke junge Frau mit schwarzer Jacke und silbernen Ketten ihrer Umhängetasche, einer schwarzen Röhrenhose und schwarzen Locken, rot-schwarz geschminkt, geht vorbei mit flachen Lackschuhen. Gar nicht so schlecht, denkt sie.

Ich schaue furchtbar aus, denkt sie. Die ungeputzten Tennisschuhe, meine

ausgewachsene Frisur, die keine mehr ist, die braune Trainingshose. Warum tut er mir das an? Warum heute? In einem anderen Geschäft steht die schlanke Verkäuferin mit flachen weißen Pumps vor ihr. Sie hat eine schöne Seitwärtswelle im Haar, ein beiges Oberteil zu einer weißen Hose und farblos lackierte Fingernägel. Sie nickt freundlich der Kundin und dem Herrn zu, senkt die weiche Stimme und gibt Herrn S. Recht, graue Schuhe passen nicht zu einem schwarzen Kleid, das geht nicht, sagt sie. Sie empfiehlt die niedrigen mit Perlenrand verzierten Pumps, oder die höheren schwarzen mit den breiten Samtriemen. Die hat man jetzt, sagt sie. Etwas plump, sagt die Kundin. Na bitte, wenn das modern ist, so nimm es doch, sagt der Herr. Sie kann sich nicht entscheiden. Ich weiß nicht, sagt sie. Dann nehmen wir beide, was kostet das, gibt es Procente, sagt der Herr in freudig erregtem Zustand. Die Freundin wehrt ab. Keinesfalls. Ich brauche andere Kleidung viel dringender. Und überhaupt. Keine Widerrede, sagt der Herr. Nein, sagt sie wütender, nur die flachen bitte. Die Verkäuferin packt die flachen in eine Schachtel, verrechnet den Preis. Doch die anderen bitte, sagt Frau S., tut mir leid, aber beide haben Vor- und Nachteile. Zusammen, sagt der Herr. Die Verkäuferin hat sich in ihrem Kostenvorschlag verrechnet, die Gesamtsumme ist höher. Dann nur die flachen, sagt Frau S. Die zweite Verkäuferin tippt ein, drückt aus, tippt wieder ein, öffnet die Kassa.

Na bitte, wenn das modern ist, so nimm es doch, sagt der Herr

“

Bitte wenn's ging, doch die höheren, die sind moderner. Vielleicht bin ich dann größer als du, sagt sie. Na, da schaut wenigstens was gleich, sagt Herr S., und du überragst mich noch lange nicht. So eine, sagt Herr S., die würd ich gar nicht nehmen, da reichen fünf Zentimeter. Frau S. schaut sich in den Spiegel, furchtbar das Haar, und die Ringe unter den Augen. Sie sieht entsetzt die Verkäuferin an, die jede Kundin gleich behandelt. Sie zieht ihre Tennisschuhe aus, schlüpft mit den weißen, an der Ferse grauen Socken in den schwarzen geschlossenen Schuh. Wollen sie nicht ein Söckchen, fragt die Verkäuferin. Sie folgt. Mein Hallux sagt sie, macht mir Kummer, während sie die ver-

Vielleicht bin ich dann größer als du, sagt sie

“

bogenen Zehen in den Strumpf steckt. Sie geniert sich. Sie passt nicht hierher. Die blaue Umhängetasche hat sie mitgenommen, weil keine andere zu finden war. Die Frage der Mode kann sich ihr nicht stellen, das ist Luxus, denkt sie. Am besten mit den Tennisschuhen fortlaufen, weiter durch die Stadt, mit Riesenschritten alles durchschreiten, damit nichts Unangenehmes haften bleibt. Fast weint sie. In diesem Zustand einkaufen gehen, sagt sie. Das sagst du immer, sagt Herr S., und freut sich auf das schwarze Samtkleid, die höheren Samtpumps mit Riemen und seine Maus. So schön kannst du sein, sagt er. Gestern hast du mit der kurzen roten Jacke und den schwarzen Schuhen alle bürgerlichen übertroffen. Und wie zivilisiert du reden konntest. Und mit jedem. Du bist großartig, sagt er. Frau S. liegt auf dem Bett, ihr ist übel und sie hat Migräne. ◀

Die Freuden des Nichtwissens

277.
FOLGE
**HERR GROLL
AUF REISEN**

Groll hatte den Dozenten in den ersten Bezirk gebeten. Der traf pünktlich mit seiner italienischen Rennmaschine ein.

«Guten Tag, geschätzter Groll, was wollen Sie mir zeigen? Die Rückseite des Palais Batthyány? In diesem Häuserkomplex befindet sich die Ungarische Botschaft. Führen Sie mich nach Pannonien, legale oder illegale?»

Mit diesen Worten stieg der Dozent ab und lehnte sein Rad an die Hausmauer.

Er habe in den siebziger Jahren in der ungarischen Botschaft sein Visum geholt, wenn er nach Visegrád zu seinen Freunden im Donauknie gefahren sei, meinte Groll. Das komme bald wieder, antwortete der Dozent. «Visapflicht, Zäune, Stacheldraht. Ein neuer eiserner Vorhang. Orbáns Paranoia wird nicht kleiner. Ich frage mich, wann er um Budapest einen Erdwall aufzuführen lässt.»

«Im Palais neben der Ungarischen Botschaft befindet sich der Presseclub Concordia, und das seit 1848», meinte Groll. «Sie könnten dort eine Pressekonferenz zum Thema geben.»

Er erinnere sich an eine Pressekonferenz im Jahr 1989, in der die Außenminister Gyula Horn und Alois Mock die Überwindung der Grenzen feierten, bemerkte der Dozent. «Ein Europa ohne Grenzen wird nicht mehr wiederkommen, nicht einmal in

den EU-Staaten. Aber Sie haben mich nicht der traurigen Zukunft wegen ins Niemandsland des Regierungsviertels bestellt?»

«Es wäre besser, Sie nehmen das Rad an der Hand. Im Regierungsviertel weiß man nie, was als Nächstes geschieht. Denken Sie nur an die Flüchtlingsfrage. Und denken Sie an Grillparzers Satz: Der Weg der europäischen Politik geht von der Humanität durch die Nationalität zur Bestialität. Grillparzer hat ja im ersten Bezirk gewohnt, und es sind nur ein paar Schritte zu jenem Ministerium, dessen Leiterin dem Nazi-Begriff «Festung Europa» – er bezeichnete die vom Dritten Reich besetzten Teile Europas und wurde von Joseph Goebbels propagiert – zu neuen Ehren verhilft.»

«Natürlich hat sie das nicht gewusst. Und Ihre Spitzenbeamten auch nicht.»

«Natürlich.»

«Aber Ministerin Mikl-Leitner ist eine intelligente Frau.»

«Ihre Beamten sind auch keine Dummköpfe.»

«Sie meinen?»

«Ich meine nicht. Ich kombiniere. Denken Sie an Grillparzers Wort.»

Groll fuhr zur Seite, um einen Polizisten auf einem Fahrrad passieren zu lassen. Dann erzählte er eine Geschichte aus Innsbruck: «Bei der Angelobung der Bürgermeister in der Hofburg wurde ein Film gezeigt, der die Schönheiten des Landes mit der Fanfarenmusik aus Liszts Les Préludes unterlegte.

Nun ist diese Musik aber historisch punziert, nach dem Überfall auf die Sowjetunion wurde sie in Radio und Wochenschau gesendet. «Wir bringen eine Sondermeldung der Wehrmacht», sagte eine Stimme in metallener Härte. Liszt selber schrieb, die Drommete, also Trompete, rufe den Streitenden, um im Gedränge des Kampfes wieder zum ganzen Bewusstsein seiner selbst und seiner Kraft zu kommen. Denn was anderes sei das Leben, als eine Abfolge von Präludien zu jenem Gesang, dessen erste und feierliche Note der Tod anstimme. Das Thema war auch als Siegesfanfare nach dem Triumph im Krieg vorgesehen.»

«Die Beamten der Tiroler Öffentlichkeitsarbeit haben das sicherlich nicht gewusst», meinte der Dozent sarkastisch.

«Ebensowenig wie jener Klagenfurter Theologe, der im Bachmann-Gymnasium die Schüler einen Text zu dem geflügelten Wort «Jedem das Seine» schreiben lässt und sich nur auf die alten Griechen bezieht», erwiderte Groll. «Und mit keinem Wort erwähnt, dass diese drei Worte groß über dem Eingang des KZ Buchenwald standen, aber nach innen gewandt, sodass die Todgeweihten auf dem Appellplatz Tag für Tag ihre Verhöhnung sahen.»

«Auch er wird es nicht gewusst haben», sagte der Dozent.

«Wie jener Kärntner Schulinspektor, der Exkursionen von Schulen nach Mauthausen ablehnte?»

«Hat wahrscheinlich auch nicht gewusst, worum es ging», merkte der Dozent in einem sarkastischen Ton an. «Wahrscheinlich dachte er, in Mauthausen würden landwirtschaftliche Messen abgehalten.»

«Holzmessen», korrigierte Groll. «Die allerdings findet jedes zweite Jahr in Klagenfurt statt, Schulklassen sind dort gern gesehen.»

Groll deutete auf den Eingang Schenkenstraße Nummer vier, zog den Dozenten zu sich und flüsterte: «Hier ist eine sinistre Organisation untergebracht, ein geheimes Machtzentrum der österreichischen Politik, die «Verbindungsstelle der österreichischen Bundesländer». Was ich Ihnen jetzt erzähle, wird noch dafür sorgen, dass Ihren Enkeln das Blut aus dem Gesicht weicht.»

«Um Gotteswillen! Ich höre», sagte der Dozent und hockte sich neben Groll.



FOTO: MARIO LANGE

Jagd unter verschärften Bedingungen



GOTTFRIEDS
TAGEBUCH

5.3.

Das Konsumieren von Medien jeglicher Art erweist sich derzeit als eher gefährlich. Das Internet bietet ja leider sämtlichen Idioten dieses Planeten ein anonymes Forum, und so wird der ganze geistige Müll, der in diversen Glatzköpfen wohnt, daselbst abgeladen. Was mich wieder zu der Frage führt, warum sich Männer ohne erkennbare Erkrankung den Schädel kahlasieren. Manche behaupten, dass das jetzt modern sei. Aha und wenn es modern wird, dass sich Glatzköpfe nach der Rasur von einem Hochhaus stürzen ...? Einige Frauen wiederum finden es offenbar wichtig, ihr Haupthaar möglichst strohblond zu färben. Rechtsextreme Männer wiederum schwärmen immer nur von blonden Frauen. Das gibt mir zu denken. Vor allem, weil auch da draußen in freier Wildbahn eine immer rassistischer werdende Sprache herrscht. Andererseits ärgert mich eine völlig verharmlosende Formulierung ganz besonders. «Fremdenfeindliche Übergriffe». Dahinter verbergen sich zum Teil schwere Körperverletzungen, oder das Anzünden von Asyl-Quartieren. «Wehret den Anfängen!» kann man leider nicht mehr sagen, wir sind schon mitten drin in der Sch...

7.3.

Es wird verhandelt und verhandelt. Wenn nicht gerade irgendwo verhandelt wird. Und wo finden Verhandlungen in der Regel statt? Natürlich nur in den feinsten Fresstempeln und Luxusherbergen. Ich habe es schon erwähnt und sage es wieder: Solange über Armut, Krieg oder Hunger nicht am Ort des Geschehens verhandelt wird, kann sich doch gar nichts ändern. Oder zumindest nicht in einer angemessenen Zeit. Wenn Hunger auch die verhandelnden Personen persönlich betrifft, dann würde nämlich wirklich ernsthaft und konstruktiv ver- und gehandelt.

8.3.

Im Westen nichts Neues, im Süden heiß, im Norden schattig und im Osten kalt. So weit der heutige Wetterbericht. Ich finde es schön, dass man sich wenigstens auf das Wetter verlassen kann. Dazu fällt mir eine beliebte Gesprächseröffnung ein. «Wie fanden sie das Wetter heute?» Darauf kann ich nur Folgendes erwidern: «Als ich die Jalousie öffnete, war es da.» So weit, so informativ. Seit 1. März herrscht ja schon der meteorologische Frühling. Ich weiß zwar nicht, wo sich der im Moment herumtreibt, aber die laut Vorschrift jetzt herrschen sollenden Frühlingsempfindungen haben sich bei mir bis dato noch nicht gemeldet. Da ich jedoch allein stehend und -liegend bin, könnte ich mit ihnen ohnehin nichts anfangen. Wie gesagt, im Westen nichts Neues ... u.s.w.

10.3.

Es jagt, es jagt der Kater eine imaginäre Maus. Oder was anderes. Es ist lustig, ihn so herumtollen zu sehen. Er jagt außerdem unter verschärften Bedingungen, da ich über einen Linoleumboden verfüge. Was wiederum zu extremer Rutschgefahr führt. Und rumms! !“§\$%&\$\$“! Agent 00-Mucki legt scharfen Protest gegen diese Jagdumstände ein. Ich werde die Wohnungstüre polstern müssen.

12.3.

Ich kann nicht daran vorbei. Es ist überall. Das Schreckgespenst der Flüchtlinge. Oder sind die Flüchtlinge das Schreckgespenst? Es ist sehr kompliziert. Sicher ist aber, dass sich jetzt ganz deutlich zeigt, wie wenig die hohe Politik wirklich von ernsthafter Arbeit hält. Wir haben in Österreich ja eine wahre Allzweckwaffe. Den gelerten Maschinenschlosser Alois Stöger. Der scheint alles zu können. Oder auch nicht. Je nachdem. Derzeit dilettiert er in der Rolle des Sozialministers. Ich persönlich finde es ja schön, dass ein sogenannter gewöhnlicher Arbeiter jetzt in der hohen Politik sein Unwesen treiben darf. Aber in der Sache hilft das weniger als null. Bis er einigermaßen weiß, in welchem Ministerium er gerade den Chef spielt, ist er auch schon wieder weg. Und in der Flüchtlingsfrage ist sein derzeitiges Ministerium ein sehr wichtiges. Meiner bescheidenen Logik entsprechend sollte hier eine Person installiert werden, die Sozialarbeit nicht nur vom Hörensagen kennt. Und das wäre in allen Ministerien ein gutes Zeichen an das gemeine Wahlvolk. Obwohl Flüchtlinge natürlich auch das Problem haben, dass sie gar nicht wählen dürfen, aber das ist eine andere Geschichte.

16.3.

Der Nationalrat tagt. Der Nationalrat bemüht sich zum wiederholten Male, ein möglichst schlechtes Bild abzugeben. Die anwesende Schulklasse auf der Besuchertribüne amüsiert sich köstlich über die Kindergartenkinder da unten im Plenarsaal. Ein Schüler findet, dass es erstrebenswert sei, auch da unten sitzen zu können, denn dann dürfe man kommen und gehen, wann man will. Und man darf herumpöbeln und dazwischenschreien, ganz nach Lust und Laune. Und der Kanzler (haben sie gewusst, dass das ein gewisser Herr Faymann ist?) spricht 20 Minuten, ohne etwas zu sagen. Wie hat er das formuliert? Es tauchen Fragen am Horizont auf, die ich nicht zu beantworten vermag. Nach einer Unterrichtseinheit beschließt der Klassenvorstand die ihm anvertrauten Kinder von diesem Kasperltheater zu erlösen. Wir beschließen, gemeinsam das Weite zu suchen. Ob wir es gefunden haben, verrate ich das nächste Mal.

Gottfried

*Im Westen
nichts Neues,
im Süden
heiß, im
Norden
schattig und
im Osten kalt*





ANDANTE
NEU
MT

EINE LIEBE VON SWANN

SO WAR ER DENK
AUCH VON EINER IHM UN-
BEKANNTEN ART VON UN-
LIEBE DAFÜR ERFÜLLT
IN LANGSAMEM RHYTHMUS
FÜHRTE DAS THEMA IHN ERST
HIER, DANN DORT, DANN ANDERS-
WOLFIN DIESEM EDELM,
UNBEGRIFFLICHEN, GLÜCK
ENTGEGEN.

UND IHM, DIE SEELE AUF-
TAT, SO WIE GEWISSE ROSENDÜFTE
IN FEUCHTER ABENDLUFT DIE
EIGEN TÄUMELICHKEIT HABEN, DIE
NASENLÖCHER ZU WEITEN.
EIN ABDRUCK JENER FLÜCH-
TIGEN TAKT E

DIE

SONATE

DIE SE LIEBE
ZU EINEM
MUSIKALI-
SCHEN THE-
MA
RHYTHMISIERTE WIE
MEERGRAUE
DAS WOGEN DER
VOM MOND
SCHEIN IN
EINE WEI-
CHERE TON-
ART TRANSPO-
-RTIERTEN BRANDUN

UND DIESER EINDRUCK
WÜRDE AUCH WEITERHIN
MIT SEINEM SCHMELZENDEN
FLUSS DIE MOTIVE UNSPÜL-
EN, DIE SICH FÜR AUGEN-
BLICKE KAUM SICHTBAR
DARÜBER ERHEBEN, UM
SICH WIEDER UNTER-
ZUTAUCHEN...

MARCEL PROBST

M. STEINER '16